830.8
J95
v.10

KARL

RÖTTGER

Auf Sommerwegen

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.10

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

AUG 25 1946
JUN -7 1958

M32

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 10
Karl Röttger

*

Karl Röttger

Auf Sommerwegen

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Auf Sommerwegen 5
Frühes Leid 20
Der Gast 35
Das Wunder 56
Jesus am Brunnen 60
Nachwort 66

Alle Rechte vorbehalten

PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

830.6
J95
v.10

23 Feb 31 Rehlgstl

Auf Sommerwegen

Die Akazien hatten schon abgeblüht. Nur wenige der weißen Trauben hingen noch oben in den Kronen und schwankten im leisen Wind. Die Schatten hoher, alter Bäume überdunkelten den frühsommerlichen Park; nur wenige Sonnenstrahlen zwängten sich durch das Dunkelgrün, und wenn man die schattigen Parkwege hinging, vom Hause her in das Dämmern der Parktiefen — konnte man wohl die lichte, heiße Welt „da draußen", Wiesen und Felder im heißen Sonnenschein, vergessen.

Denn schon duftete an der Mauer, an der Hauswand, an der Veranda der Wein. Herb, süß und betäubend. Anders sind die Düfte des Frühsommers als die Düfte des Frühlings; weniger jung und zart; schwerer, ermüdender, tiefer Sehnsucht voll und doch näher an der Erfüllung...

Es war aber Rotraut zuvor in den Frühlingsgärten gewandelt, auf den Frühlingswegen, im milden, jungen Licht und zwischen erstem, scheuem Grün, an den

723115

Beeten der Frühlingsblumen vorüber. Wie gelbe, weiße Flammen hatten Krokus und Tulpen in schwarzer Erde gestanden, und viel Weiß von dichtem Blühen war über Bäumen und Büschen hin gewesen. — Das war nun alles vorüber, und da überwältigte sie das Bewußtsein vom Tode des Frühlings mit einer leisen Melancholie. Sie wandelte viel und ruhelos unter den Schatten der Ulmen und Buchen; sie wandelte auf vielen Sommerwegen, und über Stirn und Augen legte es sich ihr wie eine dunkle Hand. So dunkelten alle Wege, und der Park war wie ein großes, weites Dämmerland. Und die Zeit schien stillzustehen, wenn sie so ging, und all ihr Sinnen wurde müde; manchmal kam ihr ein Bangen oder ein süßtrauriges Gefühl. Das wußte sie nicht zu deuten.

Zu derselben Zeit aber wandelte ihre Schwester Odilia meist zwischen den Beeten, wo die Rosen eben zu voller Blüte sich auftaten, oder sie saß an der Mauer, den Kopf in Weinranken und Weinblätter gelehnt und wie dürstend den schweren, tiefen Duft atmend. Oder sie saß auf dem Rand des Springbrunnens in der heißen Sonne und ließ die Tropfen auf ihre Hände und ihre feine Halshaut fallen; und da konnte es geschehen, daß im Wind die herabfallenden Tropfen sich bogen und ihr ins Angesicht schlugen wie feuchte Ruten. Dann schloß sie die Augen, lachte und rief ihren Vetter Erich. Der aber lag langhin, faul, unregsam in der Hängematte über dem grünen Rasen zwischen den zwei Rotbuchen. Er studierte, wenn man ihm glauben sollte; er studierte immer, schon unglaubhaft lange Zeit. Er schaute wohl auf, wenn Odilia ihn rief; er antwortete sogar, aber das verstand sie meist nicht. „Sei nicht so entsetzlich faul," rief sie noch einmal; „komm und unterhalte mich. Ich lang-

weile mich zu Tode." Aber sie hatte nur selten Erfolg damit. Ließ aber dennoch nicht nach, es immer neu zu versuchen. Dann trat sie manchmal an ihn heran, tippte ihn an, lächelte und fragte ihn, der, das Buch auf den Knien, mit leeren Augen in den Himmel starrend, dalag: „Was denkst du?" — Und dann sagte er wohl: „Ach du, weißt du, willst du nicht eins der Bücher lesen? Deiner Bücher vom Glück? Wenigstens so lange, bis ich es heraus habe?" — „Was denn?" — „Ein Problem. Ein Problem. Es ist schwer zu sagen. Ich werde bald kommen." Dann zupfte sie ihn wohl zornig an den Haaren, gab der Hängematte einen Stoß, daß er beinahe herausfiel, ging nach der Veranda und griff zu einem der Bücher. Der Bücher vom Glück, denn andere las sie nicht. — Bücher, die von Unglück und Leid sprachen, mied sie mit Furcht und Entsetzen.

Es geschah an einem Tag, daß sie freundlich bei ihm stehenblieb und sprach: „Nun, was für ein Problem? Sag' es mir, ich könnte vielleicht dabei helfen." — Da sah er aufmerksam zur Seite und zu ihr hin und sprach: „Ja, es ist wahr. Vielleicht!" Sprang aus der Hängematte zu Boden und stand vor ihr: „Es ist schwer und entsetzlich", flüsterte er. „Wen lieb' ich am meisten, dich oder deine Schwester? Weißt du's?" Und wartete nicht auf die Antwort, sondern sprach weiter: „Oder lieb' ich euch beide gleichviel, so daß ich nie werde bei einer von euch zweien sein?" — Sie wußte aber sehr wohl, daß er Rotraut im tiefsten lieber hatte als sie. Und sie wußte auch, daß er nicht sah, wie nur sie ihn liebte, nicht die Schwester. Sie sah vor sich hin und sagte dann langsam: „Dabei kann ich nicht raten. Deine Augen sind wohl zu wenig auf das, was ist, gerichtet, und träumen zu viel. Denn

sonst wüßtest du —" — „Was denn? Was denn?" — „Ach nichts", rief sie und lief fort. — Er wiegte das Haupt nachdenklich und schritt dem Hause zu. —

Dann kehrte er wieder um, denn er dachte, es sei vielleicht besser, noch ein wenig durch den Morgen zu gehen und zu denken, wie dies zu Ende zu bringen sei. Indem er aber die sommerlich schattigen Wege hinging, kam er tief in den Park hinein, so weit, wie er selten gegangen war; und die Tiefen schauten aus dunkelgrünen Dämmeraugen ihn an. Aber diese Blicke der Sommerlandschaft um ihn drangen nicht bis in seine Seele, er trug seine Träume in sich. Er sah mit ausgebreiteten Armen, nach beiden Seiten die Hände gestreckt: zweie hielten ihn, aber seine Füße hingen ins Nichts, ins Bodenlose. Würde er unrettbar hinabstürzen, wenn eine ihn losließ oder er eine Hand löste? Er wiegte das Haupt und ging weiter. — Was war dies alles? Dieser Sommer und die Gärten und die Parktiefen? Die vielen Düfte im Wind? — Und er? Ein Nichts, ein Namenloses — alles wohl ein Traum, Märchen und Unwirklichkeit. — Wenn man zum Leben zurückfinden könnte, wo etwas geschieht! Wo mehr wäre als flüchtiger Traum. Und er ging weiter. Bis er auf einmal erschrocken stillstand, den Atem anhielt und lauschte. Lauschte und schaute. Da saß Rotraut, an einen Stamm gelehnt, auf einem Stein und weinte bedächtig vor sich hin. Monoton, wie ein langsames Wässerlein rinnt. Und indem er sich fragte, was dies sei und bedeute, und was da zu tun sei, fand er doch nichts und stand nur so. Dann aber sah ihn Rotraut durch ein halb erhobenes Augenlid, und da konnte er nicht mehr stillstehen und leise zurückgehen. So also ging er auf sie zu, legte die Hand auf ihren Scheitel und fragte: „Warum weinst du?"

Dies sagte er in der leisen Hoffnung, daß er ihr vielleicht zu helfen wüßte. — Sie aber schüttelte nur den Kopf und steckte ihr Gesicht tief in ein Tuch. — Da wagte er noch einmal zu fragen und leise über ihr Haar hinzustreichen. Zog aber gleich erschreckt die Hand zurück, denn sie hatte jäh den Kopf gereckt und schrie zu ihm empor: „So geh doch! Hörst du denn nicht?" Und als er noch zögerte, stampfte sie mit dem Fuß auf und rief: „Schnell! Fort!" — Da ging er.

Er wiegte, wie immer, wenn er im Zweifel war, sein Haupt. Nur das eine wußte er nun: sie liebte ihn wohl nicht. Sonst wäre sie nicht so heftig geworden. Und nun bedachte er auch, wie sie ja kaum je in seiner oder ihrer Schwester Gesellschaft geblieben war; wie sie nur immer so ruhelos umhergestreift war auf den vielen Sommerwegen. Er dachte nur noch: was mag es sein? — Aber weiter dachte er schon nicht mehr; denn Denken ist eine mühevolle Beschäftigung an warmen Sommertagen. Er ging nun wieder so hin, ziellos, planlos die Wege und stand nach langem, langsamem Schreiten abermals erschreckt still, als er nun sah: Odilie stand an eine Statue gelehnt und warf soeben mit einem zornigen Ruf, den er nicht verstand, ein Buch an die Erde und setzte sich dann auf den Sockel und stützte das Kinn in die Hände.

In diesem Augenblick sah sie ihn, wie er auf der Mitte des Weges stillstand und schaute. Es war erst ein Schweigen zwischen den beiden, dann fragte er: „Darf ich näherkommen oder soll ich weggehen?" — Sie zuckte die Achseln und sagte: „Wie du willst." — „Nein, liebes Kind, wie du willst; aufrichtig: zornige Mädchen und Frauen haben für den Mann immer etwas Abschreckendes." — „Ich bin kein Kind, also nenne mich nicht so." — „Alle Mädchen und Frauen

haben im Zorn, meist auch im Weinen, etwas wie Kinder: Störrisches, Eigensinniges, will ich sagen. Überdies hatte ich eben schon eine Begegnung — so daß ich vorerst gern wüßte —" — „Mit wem? Mit wem?" rief sie. — „Mit deiner Schwester." — „Und warum?" — „Ich wollte sie trösten." — „Warum?" — „Eben das weiß ich nicht. Ich sah sie nur weinen." — „Nun ja, das Kind... Sie trägt etwas mit sich herum... Aber komm nur heran." Das klang nun schon ganz sanft.

Er kam heran und hob dabei das Buch auf. „Ist's deswegen?" sprach er und winkte mit dem Band. „Hast du das falsche Buch gegriffen? War's kein Buch vom Glück?" — Sie sah weg und sprach: „Du bist ein Faulpelz, ein Nichtsnutz ... ein Trottel! Ein — —" — „Es genügt," sprach er dazwischen, „das sind schwere Anklagen. Wenn ich nur wüßte, wieso —" Dabei sah er sie immer an. Lange und tief. Fast prüfend. „Darf ich mich zu dir setzen?" fragte er unvermittelt. Sie rückte ein wenig zur Seite. „Übrigens das Problem —" — „ist gelöst, wenn ich's recht bedenke", sprach er weiter, ohne sich stören zu lassen. — „Nun, und —?" — „Da ich euch beide liebte — und deine Schwester (scheint mir) mich offenbar nicht liebt — so will ich versuchen, dich um das Doppelte vermehrt zu lieben, wenn das geht und vorausgesetzt —" — „Was denn?" — „Daß ich es darf." —

„Nun also," sprach sie nach langer Zeit und lehnte noch immer an ihm, „ich nehme den Trottel und Nichtsnutz zurück. Es ging dir wie dem Esel des Buridan. Nun das Heubündel der einen Seite fort ist, ist der Weg nach der anderen Seite frei." Und sie legte die Arme um ihn und sprach: „Friß mich! Zeige, daß du mich nicht nur halb liebst." — „Ich will es",

sprach er. „Es ist wohl Zeit, daß ich aufwache.“ Und er stand auf, griff sie bei den Schultern, schwenkte sie ein paarmal heftig im Kreise herum, griff dann plötzlich in ihr Haar, löste es mit ein paar Griffen, daß es lang und blond herniederfiel, und sprach: „Wenn ich nun bitte, steig' in den Brunnen und sei Undine, tust du das dann?“ — „Nein,“ lachte sie, „aber führ' mich in den Schatten der Weinblüte; da laß uns sitzen ... lange und schön.“

*

Rotraut war noch jung, als das über sie kam, daß sie ruhelos und einsam ging. Fast noch war sie ein Kind; und Odilia, die Ältere, nannte sie nie anders denn „Kind“. Ihre Glieder waren noch zart und schlank, aber doch nicht so schlank und zart, daß sie die beginnende Fülle nicht ahnen ließen.

Sie war viel gewandelt auf einsamen, stillen Wegen, immer nur das Rauschen der Bäume zu Häupten, übersungen von vieler Vögel Sommergesang. Am meisten den breiten sommerlichen Parkweg herunter, der aus dem Park hinausführte durch einen Waldzipfel ins Freie. — Aber so weit war sie nie gekommen... Sie ging in all dem Dämmergrün nur wie im Bildnis und Märchen verirrt.

Auf ihrer Seele hatte es gelegen, halb Ahnen, halb dumpfe Qual; und da hatte sie an einem Morgen angefangen zu weinen ... und hatte selber nicht gewußt warum. Da hatte er sie gefunden. — Und das hatte sie tief beschämt.

Sie stand auf und ging. Weiter hinweg. Nur nicht jemand begegnen. Sie schritt die Wege hin. Ging abseits auf engen Pfaden, kehrte zum Hauptweg zurück und ging zuletzt den Weg bis zum Ende durch das

Parkgitter in den Wald, und weiter, bis sie auf einmal am Waldrand stand und überrascht und geblendet in die Helle der Ebene und der weiten Felder schaute. Da lag das unendliche Land, man sah über die Fülle der Felder hinweg, man sah Wege und Alleen weit hinführen in der weißen Sonne, man sah den blauen Horizont. — Lange stand sie so und schaute. Wie ein Märchenkind stand sie da, weiß, die Haare lang herabhängend, mit weißen Händen und großen Augen...

Es floß aber ein schmaler Bach quer vorbei, und ein schattiger Heckenrain begleitete ihn; und ein Mann lag hingestreckt da und schaute ebenso verwundert zu ihr auf. Sie aber sah ihn nicht, so nah vor ihr er lag. Sie sah ja immer nur die sonnige Weite an. Nur als sie eben sich wenden wollte, um zurückzukehren, erschrak sie, zitterte ein wenig und hätte fast geschrien, denn der Mann war eben aufgestanden und stand noch einen Augenblick wie unschlüssig da, ob er ihr nahe kommen oder etwas sagen sollte. — Da aber lief sie schon fort. Lief immerzu. Nur einmal wandte sie sich hastig um und sah: er war am Waldrand stehengeblieben und sah ihr unverwandt nach. Da ging sie langsamer. Sammelte sich auch wieder und sprach zu sich selber: „Wie töricht, fortzulaufen. Warum soll ich mich fürchten vor einem friedlichen Träumer am Bachrand? Es war sehr dumm." Dennoch kehrte sie nicht um; dazu schämte sie sich zu sehr. Sondern ging heim und schloß sich ein in ihr Zimmer.

Es geschah danach an einem der Tage, daß sie den Fremden auf einem Baumstamm sitzen sah, als sie den breiten Parkweg hinschritt. Daß er aufstand und sich neigte...

Da standen sie lange voreinander und sahen sich an. Bis das Schweigen in ein Lächeln überging, das ihre

Gesichter überschien; und bis der Mann lächelnd sagte: „Ich wußte es —" — „Was denn?" — „Daß wir uns noch einmal begegnen müßten. Darum bin ich auch hereingekommen, obwohl ich mich ein wenig fürchtete." — „Fürchtete," wiederholte sie, „ich fürchtete mich auch, als ich fortlief, aber das war dumm. Kann ein Mann sich auch fürchten?" — „Nicht immer oder selten. Und nicht vor Gefahren, die offen daliegen. Aber vor dem Unbestimmten fürchtet er sich wohl, im Zweifeln, wenn er nicht weiß, ob etwas wohlgetan ist oder nicht. — So war es, als ich hier hereinkam. Hier ist viel Schatten, Dämmerung. Und, scheint mir, alles ist ein Märchen. Auch du. — Aber du siehst ja, ich bin hereingekommen. Wenn ich auch sonst die helle, freie Welt da draußen mehr liebe. Du hast mich hereingezogen." — „Ich?" fragte sie. — „Oder deine Augen. Du hast Augen wie das Märchen." — „Ich weiß nicht, was das Märchen ist. Ich gehe viel auf diesen Sommerwegen. Und ich bin viel einsam ... Ich denke viel und träume oft. Aber ich habe es nicht gefunden. Es ist alles verwirrt in mir und um mich. Aber du solltest manchmal hereinkommen, wir würden uns schon allmählich verstehen." — „Meinst du?" — „Ja, ich glaube es. Oder zweifelst du?" — Er sah sie an und sprach: „Nein, ich zweifle nicht. Ich kann ja auch gleich dableiben." — „Ach ja, tu' das. Komm, ich zeige dir alle Parkwunder, alle schweigenden Tiefen und alle dunkel rauschenden Höhen." — „Geh mit mir und laß uns forschen, was es mit der Einsamkeit ist und was sie spricht. Laß uns untertauchen in die Blicke aller dämmernden Gründe — sieh, wie die Sonne durch die dichten Blätter sickert und die Flecke spielen auf dem Moosboden — wie sie hüpfen und flüchten. Laß uns wandeln ..."

So wandelten sie. Erst nebeneinander, und manchmal prüften ihre Blicke einander noch von der Seite. Dann, sie wußten selbst nicht wie, hatten ihre Hände sich gefunden. Und zuletzt saßen sie schweigend auf einer Bank nebeneinander, lehnten aneinander, küßten sich und hatten die Welt vergessen.

Als Rotraut am Abend dieses Tages heimging, wußte sie nichts von Dunkelheit und Einsamkeit. Sie ging lächelnd, mit einem Gefühl, als leuchte sie. Sie ging dem Hause zu, ging noch einmal um die Rosenbeete, kam an einer Laube vorbei, in der etwas flüsterte. Sie stand, lauschte, lächelte und schlich hinweg. — Die drinnen, Odilia und der Vetter, hatten gar nicht gemerkt, daß sie vorbeigegangen war. Sie ging hinein, schloß sich zu und schlief bald danach fest und tief.

Dies also war des wahren Sommers Beginn. Sie ging wie verklärt, daß Odilia ihr manchmal erstaunt nachsah, wenn sie sich trafen.

Das Wunder der Liebe hatte sich aufgetan; und die Welt war auf einmal überwältigend geworden: einfach, sinnvoll, schön. Die Zeit war ausgelöscht und die Seligkeit geblieben; die aber ist außer der Zeit.

Und es entfalteten sich die Tage und Nächte und trugen Unendlichkeiten in ihren Falten. Und es entfalteten sich die Stunden und Minuten weit auseinander, und siehe: aus ihren Falten stieg das Glück. Immer neu, immer anders. Immer tiefer. Die Wege waren wie immer neu, oder waren auf einmal fremd, wie fremder Wald. Und sie wandelten da oder waren in den Tiefen verschwunden. — Die Tage der Schönheit wollten nicht enden, und die flötendunklen Töne der süßen Drosselieder rollten zu ihnen hernieder.

*

An einem Morgen in der Frühe, als die Sonne schon aufgegangen war, kam Rotraut weiß, schön, taunaß hervor unter den Buchen und Ulmen. Sie lächelte, als sie in das Licht trat, und zog den Saum ihres Gewandes höher, als trüge sie etwas, das sie den Blicken verbergen wollte. Der Garten war noch feucht und kühl von einem leichten Abendregen; wenn ein Wind wehte, fielen wohl noch ein paar Tropfen aus den Kronen hernieder; aber die Sonne schien schon in den Garten und blitzte in den feuchten Tropfen. Sie ging barfuß, und das Haar hing ihr lose und wallend über den Rücken. — Eben traten Odilia und Erich aus der Veranda hervor, und da blieb sie einen Augenblick stehen und lächelte sie an.

„Kind, woher kommst du?" rief die Schwester. „Und barfuß? Was trägst du denn da im Kleidersaum?" Rotraut winkte mit der Hand, lächelte noch immer und sagte: „Leise, leise! Sonst weckt ihr mir die Träumchen, die ich hier im Kleidersaum gesammelt habe. Still, ich will sie hereintragen —, die Sonne darf sie nicht sehen, sonst vergehen sie und sind nicht mehr." — „Laß sehen, was es ist", sagte Odilia und trat zu ihr, zog den Kleidersaum zurück und sah hinein; zugleich aber fuhr ein voller Sonnenstrahl hinein. — Da schrie Rotraut auf, ließ den Saum fallen und sprach: „Hin — hin! Siehst du, sie sind nicht mehr da." — „Narre uns nicht, mein Kind, was war es?" — „Du siehst ja: nichts! Aber es war etwas. Aber man muß still sein und geheim — ich sagte dir doch, sie scheuen die Sonne; dann sind sie auf einmal fort." Und sie wollte traurig fortgehen.

„Kind, wir wissen doch nicht, was du meinst; darum sei uns nicht böse und erzähle es uns." Da erzählte Rotraut und sprach: „In der Frühe, zwischen der

Nacht und dem Tag, geschieht das, vor den ersten Strahlen der Sonne; wenn ein erstes Wehen die Bäume schüttelt, da fallen die Träumchen von den Bäumen, auf denen sie hängen, herab — und sie liegen auf den taufeuchten Wegen, klein, schmal, zart; all die Träumchen, die übriggeblieben sind; alle, die keines Menschen Herz noch geträumt oder begehrt hat. Sie fallen von den Bäumen, zart, klein, unentfaltet. Und da muß man die Stunde wissen und heimlich und leise sein, dann kann man sie sammeln und heimtragen. Aber man muß sie vorm Licht schützen, dann behält man sie und kann sie einhauchen und kann sie träumen. Sie haben der Wunder viel in sich. Ich habe viele von ihnen in diesen Nächten eingehaucht und habe sie geträumt, — süß — süß..."

Sie schwieg. Und die andern lächelten. „Kind, woher weißt du dergleichen?" — „Woher ich weiß? Es hat es mir vielleicht jemand gesagt. In der Sommernacht, ja, in der Sommernacht." Nickte den beiden zu und ging. „Ich will schlafen", rief sie zurück und war verschwunden.

*

Die Liebe ist Seligkeit und trägt die Unendlichkeit in sich und blüht außer der Zeit. Darum aber ist doch die Zeit in der Welt, und der Verlassene fühlt sich danach doppelt schwer und ... leer.

So geschah es Rotraut, da die Bäume anfingen, lichter zu werden und der späte Sommer die ersten gelben Blätter zur Erde fallen ließ, als draußen in der Welt, die in all der Schönheit des Gartens und Parks vergessen war, als in der Welt jenes Blaue, Graue die Landschaft überhängte, das den Herbst an-

kündigt. Da war es, daß Rotraut mit ihrem Liebsten wieder einmal am Waldrand stand.

Er sprach: „Wie nun, wenn ich da hinüberträte" — und er zeigte auf das Bächlein —, „nach dort, von wo ich gekommen bin? Wenn ich da ein paar Schritte hinausginge in die freie Landschaft? Aus dem Bannkreis eurer Gärten — und deiner Liebe. Vielleicht käme mich da die Lust an, fortzugehen und nicht wiederzukommen." Sie sah ihn ungläubig an; sie verstand ihn kaum. Sie lächelte und legte die Hand auf seine Schulter und fragte: „Liebst du mich nicht mehr?" — „Oh, was fragst du?" sagte er, „das schmerzt, was du fragst!" Und er sah sie voll an und sah (als wär' es ganz neu), wie schön sie war.

Dann sah er wieder in die Landschaft hinaus; und dann — die Augen starr hinausgerichtet, fast visionär, setzte er den Fuß vor, noch einmal — und stand jenseits des Baches! Er lächelte noch und sah zu ihr hin. Dann schritt er, mit dem Gesicht Rotraut und dem Walde zugewandt, rückwärts. „Warte ein Weilchen, ich bin gleich wieder bei dir", sprach er... „Jetzt komme ich" — und er wollte zu ihr zurückkehren. Aber da stand er und — konnte nicht. „Hilf mir, winke mir", bat er. Sie tat es. Aber es war vergeblich. Er ging rückwärts... Da wurde sie blaß und sprach: „Verlässest du mich?" — „Ja", sprach er. „Es zieht mich zurück in die Welt! Du bist wohl nur ein Traum, wie die Tiefe deiner Gärten." Sie streckte die Hände, sie rief, ihre Angst bebte in ihrer Stimme und in ihren Blicken. „Bleib'! Komm! — Oder ich folge dir." — Nun stand er schon ferne, er winkte. Er rief: „Verzeih', die Welt holt mich zurück. Oh, es war süß, mit dir zu träumen." — „Kehre zurück!" rief sie. „Kehrst du nie wieder?" —

Er winkte mit der Hand, er rief etwas, das verstand sie nicht. Dann war er im blauen Rauch der Frühherbstlandschaft verschwunden.

Da wandte sie sich, und indem sie hinging, während die ersten welken Blätter um sie von den Ästen fielen, lag der Schmerz schwer und dumpf auf ihr. Sie fühlte nur das Alleinsein, das rauschte ihr hohl im Ohr; das wirbelte die Sinne durcheinander; das zwang sie nieder auf den Stein am Weg, daß sie die Hände auf die Knie legte, daß die Augen starr ins Wesenlose schauten, bis nach der namenlosen Qual sie geschüttelt ward und danach lange, lange und schmerzlich weinte...

*

Und wieder wanderte sie ruhelos. Es fielen aber der Blätter immer mehr; und der Park wurde bunt und golden; das Laub hing braun, gelb und bronze an den Zweigen und fiel, Blatt zu Blatt, fast lautlos hernieder. Odilia und Erich sahen ihr manchmal nach, wenn sie hinstrich im grauen, fröstelnden Morgen, durch den eine blasse Sonne dann erst mühsam durchbrach.

Sie stand oft an der Stelle, da sie ihm zuerst begegnet war, da er zuletzt ihr entwichen war. Sie sah hinaus und sah: die Welt war unermeßlich weit. Und er würde wohl nie daraus zurückfinden. In die Stille und Versunkenheit dieses Parks und Gartens. Und da fing langsam in ihr an zu wachsen der Gedanke: geh hinaus und suche. — Und eines Morgens, da die Bäume schon fast kahl waren, ging sie wirklich fort...

Die andern bemerkten erst ihr Verschwinden nicht. Denn sie streifte ja oft einsam herum. Dann aber, nach Tagen, fingen sie an, im ganzen Park und Gar-

ten und danach im Wald zu suchen. Und fanden nichts. Da wußten sie, daß sie gegangen war, zu suchen, was ihr aus den Sommergärten und von den sommerlichen Wegen entwichen war; und sie senkten die Häupter und schwiegen; denn sie hatten wohl eine Ahnung davon, wie mühevoll, schwer und vielleicht vergeblich es sei, entschwundenes Glück zu suchen auf den unzähligen Wegen der Welt...

Frühes Leid

1.

Bei aller rastlosen Lebendigkeit im Spiel, im Tun, in allem Erleben ist Kindheit doch immer noch halb im Schlaf und Traum. Kind sein, das bedeutet immer in lebendiger Gegenwart sein; aber nicht, seiner bewußt sein.

Damit erträgt Kindheit auch das lebendige Leid, das manchmal sie überschattet.

Aber manchmal ist doch eine Seele da unter den Kindern, die früher als die andern wach wurde; die schaut dann groß verwundert in die kleinen, ach, so großen Schmerzen oder Schicksale der jungen Seelen. Schaut und erschauert und fängt an, ein namenloses Mitgefühl groß zu wachsen. Sie sind zu schwach, Heilande und Helfer zu sein; sind aber Brüder der leidenden Kreatur.

Wilhelm Brodersen war ein solcher, und von ihm geht diese Geschichte; von ihm und ein paar Kindern, die seine Spielkameraden waren oder die sonst seine jungen Wege kreuzten.

Brodersens Kinder durften keine Holzschuhe tragen, vor allem nach der Schule nicht; denn der Vater war Schuhmacher, und die Handwerker hielten darauf, auch in schmalen Verhältnissen, daß die Kinder sauber und ordentlich gingen. Wilhelm Brodersen machte sich keine Gedanken darüber, warum er manchmal das Gelüst hatte, auch in Holzschuhen zu laufen oder im Sommer barfuß zu gehen. Es war aber ganz gewiß auch darum, weil er ein unangenehmes Gefühl hatte, wenn Spielkameraden von der Mutter nicht gut gehalten waren. Denn das wußte er schon, daß sein Vater durchaus nicht zu den Wohlhabenden gehörte. Und außerdem spielte er in den Jahren gern mit den Arbeiterkindern. Da waren Albert, der Sohn der Näherin, und Ludwig, des Zigarrenmachers Sohn, mit denen er oft des Nachmittags bis in die Dämmerung beisammen war.

So standen sie eines Frühlingstages, bei trübem Wetter, im Kreis beisammen; man hatte mit den Kreiseln gespielt gehabt, aber darüber war die Dämmerung gekommen, und nun berieten die Jungen, was man noch beginnen sollte bis dahin, wo die Mütter zum Essen rufen würden. So kamen sie auf das Versteckspielen. Darüber wurde es sieben Uhr, und Albert wurde gerufen, um noch schnell zum Kaufmann zu gehen, um Öl und Essig zum Kartoffelsalat zu holen. So standen Wilhelm Brodersen und Ludwig noch eine Weile und starrten in die neblige Stille.

„Gehen wir auch bald nach Hause?" fragte Wilhelm. Aber Ludwig antwortete nicht. Er starrte die Straße entlang, die auf den Gänsemarkt auslief und wo nun, hintereinander, eine Reihe von Menschen gegangen kamen.

„Ick glöwe, min Vadder kümmt no Hus. Paß' up."

Wilhelm wußte, daß die Zeit war, da die Zigarrenfabriken geschlossen wurden, und so schaute er mit Ludwig die Straße hin, der seinen Vater zu erwarten schien. Dann aber fühlte er auf einmal seine Hand von Ludwig erfaßt, fühlte sich zur Seite gezogen, an die Hauswand, und hörte die nun leise Stimme Ludwigs: „Do is häi!" In Abstand hinter einer Gruppe von Menschen sah er Ludwigs Vater kommen, einen großen, schlanken Menschen, den sie wegen seiner Figur, wegen seiner Haltung, seines großen, langen Bartes und wegen eines langen, dunklen Rockes, den er trug, den „Grafen" nannten. Es stand dem Kinde aber der Atem, wie immer saß ihm der Schreck im Halse, wenn er — Betrunkene sah. Mit taumelndem Gang ging der Mann dahin, eine seltsame Erscheinung, mit den langen Beinen und den wehenden Rockschößen; im Schein der Laterne sah Wilhelm das Gesicht des Mannes, dem der Bart für sein Gefühl oft etwas Vornehmes gegeben hatte. Hier aber mochte ihm etwas aufgehen für das Gespensterhafte mancher Daseinserscheinungen. So standen beide Jungen wie erschreckt und wortelos. Sie sahen der Erscheinung nach und sahen, wie sie in einer lichtlosen Haustür verschwand. Wilhelm hielt noch immer Ludwigs Hand und merkte nun auf einmal, daß er darübergestreichelt hatte.

Ludwig fing an zu sprechen, als spräche er in den Raum und nicht zu einem Spielkameraden; und es war Wilhelm sonderbar, daß er nun hochdeutsch sprach: „Ich gehe noch nicht nach Hause; ich bummle noch durch ein paar Straßen."

„Aber du wirst doch bald essen müssen und dann ins Bett", sagte Wilhelm. „Wo dein Vater nun doch nach Hause gegangen ist, wird er essen wollen."

Es schien, als ob Ludwig lächeln wollte, aber es wurde nichts daraus; er sprach: „Wenn mein Vater jetzt das Essen nicht so vorfindet, wie er's möchte, oder eine Laune hat, schlägt er die Mutter oder wirft ihr das Geschirr aus dem Fenster. Darum gehe ich noch nicht." Es ging ein Windlein durch die Äste der Lindenbäume, und Wilhelm mußte sich ordentlich besinnen, was er dem Ludwig antworten solle. Doch wäre es ihm schäbig erschienen, wenn er nichts geantwortet hätte. So sagte er endlich: „Ludwig, ist das denn wahr?"

„Warum fragst du mich, wenn ich es sage?" Und an dieser Stelle war es, daß Ludwig es wie eine leise Lästigkeit fühlte, daß Wilhelm noch immer die Hand in der seinen liegen hatte. So versuchte er sie zu lösen.

Wilhelm hatte in seiner Seele einen Gedanken, aber wurde nicht ganz wach, den Kameraden zu bitten: Geh mit zu uns... Aber seine Scheu und Scham brachte es nicht heraus. Vielleicht auch fühlte er, daß Ludwigs Überlegenheit es nicht angenommen hätte. Denn auch halbwache Kinder schon fühlen das größere Leiden der andern als eine Art Überlegenheit; so kam er sich klein und ärmlich vor; er hatte keinen Namen für das, was furchtbar und groß vor ihm stand, und er fürchtete es, aber er fühlte ein namenloses Mitleid mit diesem Jungen, der sein Kamerad war, Holzschuhe trug und dessen Anzug Risse hatte. Er wagte nur noch einmal die Hand des andern zu streicheln und versank dann endgültig in seine Hilflosigkeit. Ludwig aber sah ihn nicht mehr an; als hätte er überhaupt nicht zu Wilhelm gesprochen, nickte er kurz vor sich hin: „Wenn der Skandal dann zu Ende ist, dann schläft er ein und wacht vor morgen früh nicht auf; ich warte noch ein bißchen mit dem Heim-

gehen. Bis morgen ..." Es war Wilhelm, als sei ein heißer Tropfen auf sein Herz gefallen; er stand und sah dem Jungen nach.

Dann nach einer Weile besann er sich, daß er ganz allein war, wandte sich und ging.

2.

Er war ein Junge, der die Einsamkeit wie einen Raum um sich hatte, darin er seine Seele ausbreiten konnte unter den Sternen, um zu sehen, was in ihren Falten war. Wenn er im Bette lag, vor dem Einschlafen, pflegte er manches zu überdenken. Die kleine Sache mit dem betrunkenen Vater seines Freundes hatte ihn getroffen wie eine große Verwundung an seinem Leibe. Denn in ganzer Wahrheit *lebt* ein Kind die *Einheit* von Leib und Seele. Und da gesunder Instinkt des Menschen ein Erschrecken *los* zu werden sucht, um es nicht zu einem Dämon in sich wachsen zu lassen, beschloß Wilhelm, am andern Tage seine Mutter um dies Schreckliche zu fragen. Und damit schlief er nun ein. Bevor er aber dazu kam, mit seiner Mutter zu sprechen, hörte er am andern Mittag von Albert Naumann, daß die Hausbewohner des „Grafen" abends zuvor den Polizeidiener geholt hätten, als Ludwigs Vater (nun schon zum wievielten Male) die Frau geschlagen habe. Unter dem Gejohle eines Trupps von Burschen und Männern habe Polizist Steinmeyer den „Grafen" zur Wache gebracht und für die Nacht eingeschlossen. Es erleichterte ihn, daß Ludwig Bessel nicht in der Schule war, wo von den Jungen diese Dinge verhandelt wurden. Und er dankte es im stillen dem Lehrer, daß der nicht fragte, wo Ludwig sei. Auf dem

Nachhausewege fragte er seinen Freund Albert, was er meine, ob Ludwig wohl gegen Abend zum Spielen kommen werde. Der meinte, warum er es denn nicht tun solle? — „Weil er sich vielleicht schämen wird... Sag', könnte man ihm das ausreden, daß er sich nicht schämt?"

„Warum soll man das tun?"

„Damit wir uns nicht vor ihm schämen."

Das aber war ein Wort, das Albert nicht verstand. Er sah seinen Freund von der Seite an, als ob er — nun ja — einen kleinen Vogel habe. Einen richtigen kleinen Vogel. Als er dann aber die angstvollen Augen Wilhelms sah, fragte er: „Was ist dir?" Erhielt aber keine Antwort und fuhr daher begütigend fort: „Gott, es wird ihm gar nicht soviel ausmachen; auch kann er ja nichts dazu, daß sein Vater so ist."

„Das ist wahr, er kann nichts dazu..."

Aber am Nachmittag, als er mit Albert vor Wortmanns großer Tür mit den Marmeln am Spielen war, kam Ludwig wie von ungefähr dazu und sah eine Weile schweigend hin. Ihm klopfte das Herz, und er dachte: Was sag' ich nun? Er zermarterte, während er mit der großen Glaskugel zielte, sein Gehirn, was er sagen solle. Ihm seinen Sack mit den Marmeln schenken? Mit ihm ein Spiel beginnen und sich alles abgewinnen lassen? Aber er wußte nicht einmal, ob Ludwig einige Marmel zum Spielbeginn haben werde. Plötzlich sprang er auf, wandte sich, legte Ludwig den Arm um den Nacken und sagte: „Komm, spiel' mit."

Ludwig sah die beiden prüfend an. Albert hatte den Kopf gesenkt und schwieg, Wilhelm war glutrot, und seine Blicke flimmerten, als ob er gleich anfangen werde zu weinen. Aber es kam nicht dazu, denn Lud-

wig sagte: „Bei euch kommt so was natürlich nicht vor. Nein, ich spiele heute nicht mit; ich gehe noch nach Westhoffs Scheune gucken, ob ich ein paar Runkelrüben für meine Kaninchen stehlen kann; sie haben vorige Woche das letzte Bult aufgemacht." Und ging; und im Fortgehen spuckte er so von ungefähr dahin, aber es war wohl ohne Absicht.

Albert sagte zu dem erstarrten Wilhelm: „Laß uns weiterspielen." Aber indem er sich bückte, um weiterzuspielen, kam Ludwig zurück, winkte Wilhelm und sagte kurz: „Komm. Du kannst am ersten stehlen helfen." Wilhelm sah Albert an, der flüsterte hastig: „Geh, geh, ist Unsinn mit dem Stehlen, er wird dir was sagen." Da raffte Wilhelm seine Marmel auf und ging mit. Er dachte, wir gehen an Westhoffs Scheune vorbei über den Gänsemarkt nach draußen vor die Stadt; aber Ludwig steuerte doch auf die Scheune los.

„Willst du wirklich die Rüben klauen?" fragte Wilhelm.

„Heute nicht", sagte Ludwig; „ich weiß wohl, du würdest es nicht verraten."

„Nein", hauchte Wilhelm.

„Aber ich will heute nicht."

„Du kannst von meiner Mutter Futter für deine Kaninchen haben", sagte Wilhelm.

„Es ist nicht darum", sagte Ludwig. „Hier im Dunkel hinter dem Tor liegt ein Bund Stroh, da wollen wir uns setzen." Als er Wilhelm zögern sah, fuhr er fort: „Es wird uns sicher niemand stören, die Knechte sind draußen auf dem Felde." Und lag schon auf dem Stroh; da ließ Wilhelm sich nieder und wartete. Ludwig richtete den Oberkörper etwas auf, setzte die Füße auf, setzte die Ellbogen auf die

Knie, machte zwei Fäuste und legte sie an die Backen. Es klang wie eine große Einfachheit, als er sagte: „Warum schämt man sich eigentlich? Wenn man nichts dazu kann?“

Wilhelm schwieg.

„Schämen tut weh. Manche haben's besser, die schämen sich nicht. Denen tut's nicht weh. Wenn man sich einmal gründlich schämt, wär's doch genug; einmal habe ich mich gründlich geschämt. Darum hab' ich aufgehört damit. Willst du's hören?“ Wilhelm hatte ein Zittern in der Seele, das sich auf den Körper übertrug. Da sprach Ludwig: „Ich will's erzählen: Lange Zeit hat meine Mutter geglaubt, es wäre gut, den Alten aus dem Wirtshaus zu holen, damit er den Lohn nicht vertrinkt. Aber dann hat er angefangen, sich eine Buttel einzustecken und auf der Fabrik zu trinken. Aber einmal ging Mutter mit mir ins Wirtshaus, wo wir den Alten wußten, um ihn zu holen. Und das gelang auch, er ging mit; denn er war noch nicht richtig duhn — und manchmal hat er auch seine guten Stunden und sieht es ein; aber da, wie wir auf der Straße waren, es war im August und noch nicht finster, kommt der Pastor und der Rektor vorbei, und die sehen uns... Das wäre nicht so schlimm gewesen, denn ich hatte ihn an der Hand und Mutter am andern Arm, und er ging ziemlich gerad; aber da, wie er die beiden sah, macht er sich los, schwenkt seinen Hut in weitem Bogen und fängt an zu reden: ‚Meine Herren...‘ Aber die zwei sahen weg und gingen weiter, und meine Mutter sagte: ‚Bernard, komm.‘ Er aber war wütend geworden und rief ein böses Wort. ‚Warum tust du das?‘ fragte ich. ‚Weil sie einen Bürger nicht mißachten sollen.‘“

„Das war schrecklich“, sagte Wilhelm.

„Ja", sagte Ludwig und starrte in das Dunkel. „Das war — Schämen. Seit der Zeit hab' ich das."

„Was?" hauchte Wilhelm. Bekam aber keine Antwort. Er sah es nicht, aber er fühlte es, daß Alberts Augen ganz leer waren. „Ich möchte — ich möchte..." sagte er.

„Was?"

„Dir etwas Gutes sagen, aber ich weiß nichts."

„Schad't nichts", sagte Ludwig. „Du kannst jetzt zu Albert zurückgehen und weiterspielen."

„Nein. Geh mit zu uns, ich geb' dir Rüben für deine Kaninchen."

„Danke, heute nicht."

Wilhelm stand noch. Da sagte Ludwig ganz einfach: „Geh nur. Ja, geh nur." Wilhelm ging.

3.

Er ging heim. Er hatte einen Gedanken: zu seiner Mutter zu gehen und sie zu fragen, was dies sei.

Aber als er in die Küche kam, war da eine Nachbarin, und da ging es nicht. Da die Nachbarin eine lange Unterhaltung vorhatte, wurde darüber das Abendessen fertig, und es kamen die Schwestern, und es kam der Vater mit dem Gesellen. Als gegessen war, sagte die Mutter: „Junge, du solltest nun zu Bett gehen." Er aber drückte sich herum, bastelte an seinem Tornister und wartete, bis der Vater mit dem Gesellen die Küche verließ. Da war er endlich mit der Mutter, die zu spülen anfing, allein.

„Willst du nicht zu Bett gehen? Es wird Zeit", sagte sie noch einmal. Er sah sie aus großen Augen an und wußte noch nicht, was er sagen sollte.

Sie merkte es erst noch nicht, daß ihn etwas be-

drückte, und wollte anfangen zu schelten; aber dann sah sie her und sah ein paar Tränen in den Augenwinkeln stehen. Da wurde sie weich und fragte: „Was ist dir?"

„Ich — ich — will dich was fragen."

„Frag' nur, Junge."

„Ja. Warum so Schreckliches in der Welt ist!"

„Was für Schreckliches?"

„Daß Bessels ‚Graf' ein Säufer ist."

Sie legte das Spültuch beiseite und setzte den Topf nieder.

„Sprich weiter. Du meinst, weil er letzte Nacht eingesperrt war?"

„Nicht bloß darum; ich spiel' doch mit Ludwig, und der muß sich so ungeheuer schämen; und da schäm' ich mich mit ihm oder vor ihm, ich weiß nicht, wie es ist." Und er erzählte sein Gespräch mit Ludwig.

Es war eine sehr einfache Handwerkerfrau, die Frau Brodersen; aber bei dieser Stelle ging sie zu dem Jungen und setzte sich zu ihm auf die Bank, die unter dem Fenster stand. Sie fühlte, daß er vor Aufregung zitterte. „Das quält dich also?" sagte sie. „Warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Aber sag' mir, ob der ‚Graf' ein — Bösewicht ist."

„Er tut gewiß Unrecht", sagte die Mutter; „mancher Mensch tut Unrecht und weiß es nicht."

„Weiß der Bessel es nicht?" forschte der Junge. „Wissen die Säufer nicht, daß es Unrecht ist?"

„Ich glaube, du willst wissen, wie ein Mensch zu einem Trinker wird", sagte die Mutter. Wilhelm nickte. „Ist er verloren, kommt er in die Hölle?" Hier besann sich die Frau eine Weile. Dann sagte sie aus tiefem Instinkt heraus: „Er ist schon in der

Hölle; denn sein Leben ist nicht gut... Aber er könnte vielleicht mal herauskommen. Wie er dazu kommt? Ja, sieh, mein Junge, das weiß man kaum. Mancher ist ein schwacher Mensch und hat selber keine Gewalt über sein Tun. Manchem tut aus irgendeiner Not das Herz weh, und da gießt er Schnaps darüber. Aber ich glaube, du leidest mehr mit dem Jungen als mit dem Vater. Oder ist's anders?"

„Ich möchte den Ludwig manchmal zu uns hereinholen, damit er das Zuhause vergißt. Und du —"

„Ja?"

„Könntest du mal mit dem ‚Graf' sprechen, daß er's läßt?"

Die Mutter besann sich; sie fühlte, daß es sich hier mehr darum handle, dem Kinde die Mit-Not fortzureden, als den Säufer zu bessern. Sie sagte: „Der Pastor hat schon mal mit ihm gesprochen und auch der Armenpfleger; er hat auch versprochen, es bleiben zu lassen; aber dann kann er doch nicht; es ist schon ein Unglück, aber was soll man dabei tun?"

Es war ein Frieren in dem Jungen, und die Mutter mahnte, er müsse zu Bett. Andern Tags wollten sie mehr darüber reden, und er dürfe auch den Ludwig ins Haus laden. Er ließ sich fast willenlos führen und zu Bett bringen. Die Mutter deckte ihn zu, was schon lange nicht mehr bei ihm geschehen war, umarmte ihn und mahnte ihn, bald einzuschlafen... So schlief er wirren Gefühles endlich ein.

In der Nacht träumte er, er sei bei Bessels in der Wohnung, und er sei der Sohn des „Grafen". Drei andere, aber fremde Kinder säßen mit am Tisch, und sie spielten zusammen mit einem schmutzigen Lotto. Indem er die Nummern ausrief, kam der Vater herein, betrunken, nahm den Topf mit der Abendsuppe

vom Herd und goß sie aus dem Fenster; dann trat er an den Tisch und wischte den Kindern Karten und Nummernklötze herunter ... Er seufzte auf, schrie aber nicht, sondern ging hin und fragte den Mann: „Nicht wahr, das tust du, weil du nicht glücklich bist?" Darüber geriet der Mann, der im Traume sein Vater war, in Zorn, nahm ein Holzscheit, hob es auf in die Luft — und von dem Schreck erwachte er. Es war noch nicht Morgen, und er schlief wieder ein. Hatte aber noch die Erinnerung des Traumes, als er aufstand, sich fertigmachte und zur Schule ging. Er paßte an dem Tag wenig auf, und der Lehrer mußte ein paarmal ermahnen. Er hing einem Gedanken nach, der in ihm Wurzel gefaßt hatte.

Es gelang ihm, das Mißtrauen Ludwigs soweit einzuschläfern, daß dieser ein paarmal mit in seines Vaters Haus kam, mit ihm zu spielen. Dann, nach Tagen, bat er Ludwig, ihn einmal mit zu sich zu nehmen. Der wurde wieder mißtrauisch und sah ihn stur an. „Warum willst du das?" fragte er. Er legte die Arme an seinen Freund, bezwang sich tapfer und sagte: „Damit du nicht denkst, ich bin zu stolz, zu euch zu kommen." Ludwig besann sich einen Augenblick, fühlte dumpf, daß in den Worten die Andeutung liege, daß er in ärmeren Verhältnissen sei als Wilhelm; fühlte aber klarer über diesem Dumpfen das andere, daß Ludwig etwas Gutes sagen wollte. So nahm er ihn gleich mit, fragte aber unterwegs: „Was wollen wir machen bei uns?" Wilhelm blieb stehen und fragte: „Soll ich unser Mühlespiel oder den Schwarzen Peter mitnehmen?" Ludwig entschied nach kurzem Bedenken: „Nein; mir fällt ein, daß ich noch ein kleines Billardspiel habe, wo man Marmel aus einer Rinne herausstößt mit einem Stock, damit werden wir

spielen." Auf der Straße trafen sie Albert und beredeten ihn, mitzugehen. „Aber nur bis sieben," sagte er, „länger darf ich nicht."

Es war eine seltsame Unruhe in Wilhelm, ohne daß er vermochte, sich zu sagen warum. Frau Bessel lächelte aus schmalem Gesicht, als die drei hereinkamen und meinte, das sei ja nett, daß die Kameraden einmal zu ihnen kämen. Die Jungen lächelten verlegen, und Ludwig holte das Spielzeug. So saßen die Jungen, erzählten manchmal in Spielpausen und vergaßen der Umwelt. Bis schwerfällige Tritte auf den Stiegen sie aufhorchen ließen und die Frau schnell vom Herd fortging und die Fenster schloß.

„Min Vadder kümmt", sagte Ludwig, nahm das Spiel vom Tisch, trug es in die Ecke auf ein kleineres Tischchen und winkte den Jungen, zu kommen und weiterzuspielen. „Wi daun, as wenn häi nich do wör."

Aber die Augen der Jungen hingen an der Stubentür, durch die nun die große schlanke Gestalt des „Grafen" hereinkam; aus wundervollem Bart schien ein kleines Lächeln, der Mund blies in den Raum, er ging ein wenig schwankend an den Tisch und ließ sich auf den Holzstuhl fallen. In diesem Augenblick wußte Wilhelm Brodersen, warum er mit Ludwig gegangen war: um dem Schrecklichen selber in die Augen zu sehen.

„Häi is man'n beeten besopen", flüsterte Ludwig und tat, als spiele er. Bessel ärgerte die Stille und dann das Flüstern des Jungen; er richtete das auf die Brust gesunkene Haupt auf und fragte: „Was ist?" Fuhr mit der Hand durch die Luft und wiederholte: „Was ist? Antwortet keiner?" — Die Frau, zaghaft, sagte: „Vater, soll ich dir zu essen bringen?"

„Wer spricht von essen," sagte der Angetrunkene,

„Ludwig, komm her." — „Was soll ich?" fragte Ludwig, kam aber schon und stand vor dem Vater. Der überlegte, was er gewollt haben mochte und fragte plötzlich: „Da bist du? Is gut; wer sind die da in der Ecke?" — „Das sind Wilhelm Brodersen und Albert Naumann." — „Schon gut", sagte der Mann und winkte mit der Hand. Indes Ludwig ging, setzte die Frau dem Mann einen Teller Suppe hin und mahnte: „Iß, Vater!" Er machte eine Bewegung, als ob er den Löffel greifen wollte, stieß aber mit dem Ellbogen an den Teller, so daß ein Teil der Suppe überschwappte. Das ärgerte ihn wiederum und er schrie: „Wer hat dich geheißen, Kartoffelsuppe zu kochen?" Schob den Teller weit von sich, daß noch mehr überlief, und stand auf, vielleicht ohne zu wissen, warum. Vielleicht wär' alles gut gewesen, wenn Ludwig in diesem Augenblick nicht gerufen hätte: „Mutter, geh fort, rüber zu Overdieks..." Das brachte den Mann, der sich schon wieder setzen wollte, so auf, daß er auf den Jungen zuging, um ihn zu schlagen. Ludwig, am ganzen Leibe zitternd, hielt stand und sah dem Vater stur ins Auge; dessen erhobene Hand sank, und er starrte ins Leere. In diesem Augenblick geschah das, was vielleicht in der Seele des Jungen vorgefühlt war, wenn auch unbewußt: Wilhelm trat vor und stellte sich dem Manne gegenüber. „Herr Bessel," sagte er, „Sie müssen das nicht tun. Ludwig ist mein Freund; Sie sollen ihn nicht schlagen. Sie sollen überhaupt niemand schlagen, wenn Sie schon so sind?" Der Mann hängte sein Haupt vornüber und fuhr mit der Hand durch seinen großen Vollbart: „Wie bin ich denn?" fragte er. — „Betrunken", sagte Wilhelm. „Warum sind Sie denn das?" Der Mann tastete zum nächsten Stuhl und ließ sich darauf fallen.

„Warum?“ sprach er vor sich hin; „wenn ich das wüßte.“ Hielt dem Jungen die Hand hin, der das aber übersah oder in der Aufregung wirklich nicht sah, und fing plötzlich aus dicken Augen an zu weinen... Es war eine Stille, und Albert machte Miene, leise fortzuschleichen. Wilhelm sah den großen, weinenden Mann, fühlte Mitleid im Herzen und besann sich eines dicken, roten Paradiesapfels, den er in der Tasche hatte; er zog ihn hervor, ging einen Schritt und hielt ihn dem „Grafen“ vors Gesicht. „Bitte,“ sagte er, „ich möchte Ihnen das geben.“ Der Mann sah durch die Feuchte seines Schnapsgefühls und seiner Tränen den Jungen stehen, reckte den Oberkörper ein wenig, hob die Hand und den Arm, wollte die Hand auf das Haupt des Jungen legen, der aber die Geste mißverstand und nun, am Ende seiner Kraft, schreiend fortlief. Bessel erhob sich, schwankte hinterher und rief: „Bleib; willst du bleiben!“ In der Dunkelheit des Hauses polterte Wilhelm die Treppe abwärts — schon nicht mehr allein, Albert war hinter ihm, und hinter beiden Bessel, der noch ein paarmal dem Jungen rief, er solle bleiben, er habe es nicht bös gemeint... Aber Wilhelm war schon auf der Straße, stand auch da nicht still, sondern lief heulend über die Straße, wie brennend am Leibe und im Herzen, wie angesteckt vom Wahnsinn, der die Welt zum Chaos macht, war Flamme einer lohenden Angst, stürzte ins Haus seiner Eltern und fiel mit einem Aufschluchzen bewußtlos in die Arme seiner Mutter.

Der Gast

Leise öffnete sich die Tür der Wirtsstube, Minna schaute hinein; in der einen Hand die Türklinke, in der andern die Schiefertafel, die sie dem Großvater zeigen wollte; er sollte ihr die Rechenaufgaben nachsehen. Aber sie blieb stehen und lächelte. Der Großvater saß im Sessel nahe dem Ofen — kein Gast war im Zimmer —, und die Zeitung war ihm auf die Knie gesunken. Sonne des frostklaren Dezembernachmittages lag auf den sandbestreuten Dielen, und Mund und Nase des Großvaters arbeiteten in einem sanften Schnarchen. Minna lächelte und zog leise die Tür wieder zu; sie ging zur Line, der Magd, in die Küche zurück und sagte: „Ich werd's ihm später zeigen, er schläft. Wo ist Mutter?"

„Die sitzt in der Hinterstube und näht," sagte Line; „aber ich meine, du solltest sie auch nicht stören. Du solltest ein wenig nach draußen gehn, eh die Sonne fort ist." Und sie streichelte dem Kinde übers Haar.

„Ich werde Lotte Spreen holen und mit ihr zu Pastors Lene gehen; vielleicht gehn wir ein wenig aufs Eis", sagte Minna, und Lina antwortete: „Tue das nur."

Aber ehe das Kind draußen war, fragte es noch: „Wann kann Papa zurück sein aus der Stadt?"

„Das weiß man nicht; vielleicht um sieben, vielleicht um acht. Er hat mit dem Knecht viel an der Bahn zu tun. Sachen aufgeben und abholen. Warum fragst du?"

Das Kind lächelte wieder: „Wenn ich noch auf bin, dann kann ich vielleicht ein wenig spionieren, ob eine Kiste vom Christkind dabei ist."

„So früh kommt die nicht", sagte Lina.

„Doch," erwiderte Minna, „ich geh jetzt. Sag' es Mutter."

„Geh nicht aus der Seitentür," mahnte Line, „dann weckt die Klingel den Großvater, und das ist nicht nötig. Geh über die Tenne."

*

Das Wasser sang im Kessel auf dem Herd. Line saß ein wenig nieder und sann vor sich hin. Ein paar Spatzen lärmten im Hof, flogen auf und verschwanden.

Sie stützte den Ellbogen auf den Tisch und legte den Kopf in die Hand, kam in ein dämmerndes Gefühl, fast, daß sie einschlief. Der Wecker auf dem Küchenbrett tickte. Drei Uhr, sah sie durch blinzelnde Augenlider. Da war der Kaffee zu machen, für den Alten und die Frau. Aber sie saß noch so, im wohligen Behagen des Ausruhens.

*

Die Sonne hatte dem Alten ins Gesicht geschienen; davon mußte wohl Sonniges in ihm sein, denn er lächelte im Schlaf... Ein einsames, übriggebliebenes Flieglein hatte ein paarmal versucht, sich ihm auf die Stirn zu setzen, aber er hatte es im Schlaf mit der

Hand geſcheucht... Nun ſaß es am Tiſch an einem eingetrockneten Biertropfen... Die Sonne war hinter dem Schulhaus hinweg. Kinder kamen draußen des Wegs und klapperten mit Schlittſchuhen, lachten und waren vorbei. Es weckte ihn nicht. Nur als die Türglocke ſchrillte, fuhr er empor und ſetzte ſich grad. Er hörte einen ſchweren Schritt hereinkommen und draußen an der Ladentheke ſtehenbleiben. Da ging er und machte die Stubentür offen.

„Was wünſchen Sie?" fragte er.

Eine Stimme im Dämmer des Flurs antwortete: „Ein Täßchen Warmes, wenn es dazu reicht, ſonſt ein Schnäpschen", bat die Stimme.

„Kommen Sie herein", ſagte der Wirt und trat zurück. Der Mann folgte. Stand da und ſetzte ſich dann auf einen Stuhl, der zur Seite ſtand, nachdem er Rucksack und Stock an die Wand gehängt hatte.

„Sie haben's warm da", ſagte er, ſtand dann noch mal auf, um ſeinen Hut an die Wand zu hängen, ſetzte ſich wieder und rieb ſich die Hände. „Sie haben's warm da", ſagte er und lächelte ſchmal.

„Sie haben gefroren?" fragte der Wirt.

„Nu, ſo ein bißchen. Man ſitzt nicht warm in der Wolle ... falls man überhaupt Wolle anhat."

Der Wirt ſah aus dem Fenſter. „Muß das ſein?" fragte er.

„Was?" ſagte der Mann.

„Daß Ihr wandert. Immer wandert. Treibt's Euch nicht, irgendwo feſtzuſetzen?"

„Eine Frage", entgegnete der Mann. „Mich hätte es ſchon getrieben, wenigſtens den Winter lang, aber da bin ich um den Oktober herum krank geworden, hab' zehn Tage im Krankenhaus gelegen, und als ich wiederkam, war mein Platz beſetzt."

„Was sind Sie?"

„Schuhmacher."

„Dann ist im Dorf für Sie nichts los. Die haben wir genug. Und Gesellen kann keiner gebrauchen."

„Mir steht auch nicht der Sinn danach", sagte der Mann.

Aber der Wirt hörte nicht die Trauer aus den Worten, sondern nur die Worte, ward zornig und sprach: „Na also, da sieht man's; arbeiten wollt Ihr nicht."

„O Herr", sagte der Mann — legte dann gleich die Hand auf den Mund, als ob er sich selber und dem Worte Schweigen gebieten wollte. In diesem Augenblick drückte Line die Tür mit dem Ellbogen auf und trug das Tablett herein, mit dem Kännchen Kaffee, Milch, Brot und Butter; setzte alles auf den Tisch, deckte auf und ging schweigend nach draußen.

„Nun also", sagte der Alte noch' mal, ließ sich langsam auf einen Stuhl nieder und begann sich einzuschenken. „Es ist eine Nichtsnutzerei, so durch die Welt zu streichen."

„Sagt das nicht, Herr, Ihr wißt nichts davon, Ihr solltet nicht so hart urteilen. Wir sind nicht alle gleich. Es ist halt Schicksal."

„Schicksal, hm", brummte der Alte. „Das haben Sie gut sagen." Er hatte sich eine Scheibe Brot gestrichen und wollte hineinbeißen, legte sie aber wieder hin und fragte: „Wie alt sind Sie?"

„Warum?" brummte der Mann. „Nun, immerhin Mitte der Dreißig."

„Sonderbar, und immer Schuhmachergesell..."

„Ja, übrigens —" aber schon schwieg der Mund des Fremden. Der Alte sah zur Seite: ein Über-

zieher, ja; auch Pulswärmer und ein Schal um den Hals.

„Tun Sie doch den Schal ab," sagte er; „den können Sie nachher draußen gebrauchen. Ja übrigens, Sie wollten etwas genießen. Wenn's nicht reicht, kommen Sie her." Er stand auf, ging zur Tür und rief ins Dunkle: „Line, noch eine Tasse!"

„Ich danke Ihnen", sagte der Fremde und stand schon auf. „Ich habe Ihnen das angesehen, trotz Ihrer harten Worte. Man tut so was nicht zum Vergnügen, wandern und..."

Der Wirt sah fragend, fragte aber nicht. Line brachte die Tasse, und die zwei setzten sich.

„Wenn ich bitten dürfte, weniger vom Kaffee, ich merk's am Geruch, er ist stark und gut; aber ich vertrage ihn nicht und komme nachher in Schweiß davon; wollen Sie mir etwas reichlich Milch geben?"

Der Alte stand abermals auf und ging zur Tür: „Line, eine Kanne Milch, etwas angewärmt."

„Was tun Sie?" sagte der Fremde. „Ich bin doch kein Gast."

„Wenn schon, denn schon", sagte der Alte. „Also dann los. Essen Sie..."

Line brachte schweigend, ging schweigend. Und die zwei begannen zu essen. Das ging so eine Weile, und es sagte keiner ein Wort.

Nur einmal der Alte, ohne den Fremden anzusehen: „Sie dürfen essen, bis Sie satt sind." Und nach einer Weile: „Wohin wollen Sie noch?"

Da er keine Antwort bekam, sah er auf, in des Fremden Gesicht, und sah eine Träne, ein paar Tränen hell und silbern in den Augenwinkeln stehen.

„Mensch," sagte er leise, im Flüsterton, „nicht, nicht."

„Nein", sagte der Fremde und wischte die Tränen fort.

„Nun also, wohin?"

Der andere zog die Schultern hoch, als wollte er sein Haupt darin ganz einziehen. „Nicht eben weit mehr, dünkt mich."

„Was heißt das...?"

„Ach Herr, weiß ich's? Acht Wochen hab' ich in Dingsda gearbeitet, vom halben September bis zum halben November; dann war's wieder aus."

„Und da haben im Dezember alle Schuhmacher, zumal in den Städten, zu tun. Wie geht denn das zu?"

„Ich habe nicht genug vor mich gebracht, Herr. Verstehen Sie, irgendwo hapert's in mir..."

„Wie denn?"

„Es muß irgendwo eine große Ausruhe für mich sein."

„Wo, meinen Sie? Sind Sie krank?"

Der andere zuckte die Achseln. „Es ist über mich gekommen", seufzte er. „Eine Ausruhe", sagte ich. „Sehn Sie, Herr, es ist eine Stille in mir; manchmal auch eine Leere. Die Wahrheit zu sagen, ich fürchte mich vor den Wegen da durch das weite ebene Land... In der Kälte. Nicht, daß die Kälte so sehr groß wäre, für andere ist sie wohl sogar schön, zu reisen... Aber die Stille in mir, die fürchtet das — Frieren."

Der Alte war aufgestanden, hatte seine Pfeife geholt, stellte sie aber wieder hin, trat an den Tisch und sagte leise: „Wer sind Sie?"

„Das wissen Sie ja: der fremde Mann."

*

Ein Kopf schaute zur Tür herein.

„Ja, kannst abräumen", sagte der Alte, ohne hinzusehen.

„Ich bin's", sagte die Frau des Hauses und trat ein. Blieb in der Mitte stehen und fragte: „Besuch?"

Der Alte lächelte: „Wie man's nimmt. Fremder Besuch."

Der Fremde hatte die große Hand aufs Gesicht gelegt, als schäme er sich.

„Na ja, wenn's nur geschmeckt hat", sagte ein wenig spitz die Frau und begann abzuräumen. Dann trug sie schweigend das Geschirr nach draußen.

„Sie meint's nicht so schlimm", sagte der Alte. „Eine gute Hausfrau, die mein Sohn sich gesucht hat; nehmen Sie nur die Hand vom Gesicht."

Der andere aber schüttelte den Kopf; schaute dann aber unter der Hand ein wenig nach draußen und sah, daß die Dämmerung da war. Da seufzte sein Herz in schweigender Qual. Aber er stand auf, ließ die Arme hängen und ging ein wenig schwankend der Wand zu, um seinen Hut, Stock und sein Bündel zu nehmen...

„Sie wollten vielleicht noch etwas sagen", meinte der Alte und faßte in die Tasche.

Der Fremde würgte an einem Wort, brachte es aber nicht heraus.

„Nun gut, also nehmen Sie die fünf Mark mit auf den Weg", sagte der Alte und hielt ihm die Hand hin. Da aber geschah etwas Unvermutetes. Der Fremde wandte sich herum, faßte aber nicht die Hand mit dem Geld, sondern den Arm des Wirtes und schluchzte... „Mehr, mehr," schluchzte er, „gebt mir ein Bett zur Nacht, gebt mir Rast für ein paar Tage

— nur für einen Tag; ich bin so entsetzlich müde." Und stand mit hängendem Oberkörper. Der Alte kratzte sich den Kopf, ein wenig fassungslos von diesem Ausbruch, und sah nach der Tür.

„Ich glaube, Ihr seid krank", sagte er. Der Fremde antwortete nicht, stand mit zur Erde gebeugtem Gesicht.

„Ihr seid wohl krank," fuhr der Alte fort; „aber wißt, es ist kaum eine Stunde bis zur nächsten Stadt, da geht Ihr stracks zum Krankenhaus, meldet Euch und laßt Euch aufnehmen. Nun, wie meint Ihr?"

Der Fremde antwortete nicht. Dann hauchte er: „Ich bin so entsetzlich müde. Ich fürchte mich."

Der Alte lächelte ein wenig. „Wer sollte Euch etwas tun? Der kleine Weg bis hin, und zu beiden Seiten der Straße liegen die Heidehöfe... Aber vielleicht müßte man einen Wagen auftreiben und Euch hinfahren. Wie? Mein Sohn ist mit dem unsrigen leider unterwegs, sonst müßt' er es tun. Ich werde die Magd zum Nachbar schicken."

Der Fremde antwortete nicht. Der Alte neigte sich ein wenig und sah wieder zwei Tränen in den beiden Augwinkeln stehen; mehr nicht, zwei Tränen...

„Eine Nacht bis morgen früh", sagte der Fremde.

Da streckte der Alte die Hände aus, nahm den Fremden am Arm und setzte ihn auf den Stuhl; ging zur Tür und rief hinaus: „Lena!"

„Was ist?" fragte die Stimme der Frau von der Küche her.

„Kommst du einen Augenblick herüber?"

„Gleich! Gleich!"

Der Alte trat in die Stube zurück und sagte: „Wir müssen die Frau drum fragen." Der Fremde hatte

beide Ellbogen auf den Tisch gelegt, als schliefe er, so ruhig lag er.

Als nach ein paar Minuten die Frau eintrat, blieb sie am Eingang stehen, mit der Rechten die Türklinke haltend. „Was ist?" fragte sie.

„Der da, der Gast — wir müßten ihn dabehalten, bis zum Morgen..." Die Frau ließ die Hand los und legte sie auf den Schenktisch.

„Den da? Den Stromer? Bei uns ins Bett? Vater, wer hat Euch das eingegeben? Ihr kommt auf unsinnige Gedanken."

Der Alte ging ein paar Schritte, blieb dann stehen und sagte: „Sieh, Lena, wenn er nun übermüde ist und nicht mehr kann? Ich glaube, daß Wilhelm nichts dawider hätte."

„Weil er zu oft deinen Gedanken nachgibt", sagte die Frau zornig. „Und ich sage, daraus wird nichts." Wandte sich, ging hinaus und schlug die Tür zu.

In diesem Augenblick erhob sich wortlos der Fremde, ging nach der Wand, nahm seine Sachen vom Haken, hängte auf und ging der Tür zu.

„Hier, das", sagte der Alte und hielt ihm die fünf Mark hin. „Es reicht für einen Wagen, fragt den nächsten Bauern darum und sagt, ich schickte Euch." Der Fremde stand, als lauschte er einer Melodie hinter seinem Rücken. Dann ging er, ohne das Geld genommen zu haben.

In dumpfer Enge des Gefühls blieb der Alte stehen und sah ihm nach. Die Haustür klinkte, der Fremde ging in der Dämmerung dahin. Da warf sich der Alte auf einen Stuhl, stützte die Arme auf, machte die Hände zu Fäusten und hielt sie gegen die Augen. So saß er eine Weile, sprang dann auf, lief an die Tür und fing an zu rufen: „Line, Minna."

Es kam aber nur Line. „Vadder?“ fragte sie.

„Der Mann soll zurück“, befahl er. „Sofort zurück!“

„De Fru will't nich“, sagte die Magd.

„Un ick will't!“ schrie der Alte.

Da aber stand die Frau schon da. „Ich will es nicht“, sagte sie ruhig. „Wir haben nur die Kammer mit den zwei Betten frei. Auf das Fest kommen die Meinen, und da soll das ordentlich sein.“

Aber der Alte, als würge ihn was, schrie: „Herrgottsdonner, bin ich im Weg? So geh' ich selber den Fremden suchen.“ Und holte Hut, Schal und Stock, um zu gehen. Als er die Haustürklinke faßte, sah Line die Frau an, die zuckte erst die Achseln und sagte dann langsam: „Geh ihm nach; holt meinetwegen den Burschen ins Haus.“ Fing dann aber vor Wut an zu weinen. „Dann aber geh' ich übers Fest zu den Meinen.“

Line stand noch unschlüssig. Da rief sie von der Küche her zurück: „Mach' nur und hol' den Alten mitsamt seinem Kerl zurück.“

Als nach mehr als einer halben Stunde der Alte und die Magd zurückkamen, hatten sie Minna zwischen sich, die sie auf ihrem Heimweg getroffen hatten. Den Fremden hatten sie nicht gefunden.

„Und ich habe ihn da in der Richtung auf Brunkhorst fortgehen sehen,“ sagte der Alte; „nun ist er von der Erde verschwunden.“

„Wer war es?“ fragte Minna.

„Ein armer Mann, Kind. Ein müder Mann. Wenn du zu Bett gehst, bitte Gott für ihn; er mag's nötig haben.“

„Das will ich tun, Großvater. Darf ich ein bißchen zu dir in die Wirtsstube kommen, Großvater?“

„Ja, mein Kind.“ Er dachte, sie werde ihm die Gedanken vertreiben...

Als aber bald darauf Gäste kamen, ein paar Bauern und ein Viehhändler, der auf dem Heimweg zur Stadt war, da saß das Kind ein wenig verlassen da. Er gab ihm ein illustriertes Blatt vom Wirtstisch; es blätterte auch darin, legte es aber bald wieder hin und sagte: „Großvater, ich werde Line beim Melken zusehen.“

„Tu das, mein Kind“, sagte der Alte und fing ein neues Gespräch mit den Gästen an. Aber in seinem Herzen war eine leise Trauer geblieben.

Das Kind sprang auf der unteren Tenne; an einem Pflock hing eine Sturmlaterne und warf ein gespenstisches Dämmerlicht über die große Fläche.

„Wirst du bald zu den Kühen gehen, Line?“ fragte sie.

„Bald“, antwortete Line.

„Sieh mal, was ich groß bin, Line“, rief die Kleine und zeigte auf ihren Schatten an der Wand.

„Wie ein Riese“, sagte Line.

„Ich werde noch ein wenig Seil springen“, sagte das Kind und nahm ein kurzes Seil von einem Pflock im unteren Teile der Tenne, dort, wo nahe dem offenstehenden Tore ein großer Heuhaufen lag. Ließ aber das Seil gleich darauf im Schreck fallen, rannte schreiend über die Tenne und griff krampfhaft in Lines Rock, die mit dem Eimer grad aus der Küche kam.

„Was ist?“

Das Kind, blaß vor Schreck, zeigte nach unten, nach dem Haufen Heu und Stroh. „Da weint was“, sagte es.

Line lauschte, hörte aber nichts.

„Hast du etwas gesehen?“ sagte sie.

„Nein, horch nur!“

Und die zwei lauschten. Aber nun war's still.

„Du hast dich vor einem Schatten erschreckt“, sagte die Magd.

Aber das Kind schüttelte den Kopf. „Gesehen hab' ich nichts; nur was gehört.“

Line faßte das Kind an der Hand und ging mit ihm seitwärts zu den Kühen. Als der Eimer voll war und die zwei aus dem Stall traten, schrie das Kind auf einmal: „Hörst du's nun?“ Die Magd setzte den Eimer nieder und ging der unteren Tenne zu. Ein wenig langsam und vorsichtig. Und sieh, da lag etwas zwischen dem Heu und Stroh vergraben.

„Wir wollen Mutter rufen“, sagte das Kind; aber Line schüttelte den Kopf und lächelte: „Wir werden es dem Großvater sagen.“

Sie trat lächelnd in die Wirtsstubentür, Minna an der Hand und winkte zum Alten mit dem Kopf; aber das Kind rief schon, zitternd vor Aufregung: „Großvater, es liegt einer im Heu auf der Tenne...“

Als der Alte hinkam, neigte er sich tief ins duftende Heu, langte mit den Armen hinab und zog den Mann herauf, wie einen Bruder, und sagte: „So ist's ja gut. Line, ruf die Frau.“

Minna stand ganz erschüttert, daß der Vater sich nicht fürchtete vor dem fremden Einbrecher. Aber der Alte nickte ihm zu: „Ein Gast ist da, bitte die Mutter, daß sie ihn dabehält.“

Als die Frau auf die Tenne kam, zupfte das Kind sie an der Schürze und fragte: „Bleibt er, der fremde Gast?“

„In Gottes Namen; tragt ihn hinauf in die Kammer.“

*

Als am Abend der Mann und Sohn und Vater mit Peitschenknallen heranfuhr, stand Minna vorm Scheunentor und rief: „Vater, es ist wer gekommen..."

Er schüttelte den Kopf über die Reden des Kindes: daß es wohl einer sei, der gesandt sei... Erst als die Frau und der Vater es ihm erklärten, verstand er's aber auch noch nicht ganz. Er stand und schaute im Kreise, auf den Vater, die Frau, das Kind, die Magd... „Wer ist es denn?" fragte er.

„Wir wissen es nicht. Ein fremder Mann."

„Und oben in der Kammer, die für Weihnachten und die Deinen bereit sein sollte?"

„Ja, vielleicht ist er gesandt. Es ging wohl nicht anders... Komm an den Abendtisch..."

*

Mit einem glücklichen Gesicht ging der Alte in die Wirtsstube zurück. Es waren noch ein paar Gäste dazu gekommen, die hatten sich schon selber ein Glas Bier gezapft. Ob das nun frei sei, weil sie es doch selber hätten einschenken müssen, fragten sie im Scherz. „Warum nicht?" antwortete der Wirt; er habe seine gute Stunde, seinetwegen könne der ganze Tisch eins auf seine Kosten trinken. Da waren die Bauern dabei und hoben das Glas. Ob dem Sohn ein Geschäft geraten sei, in der Stadt, daß er so guter Laune sei?

Das kaum; aber ihm sei ein Gast ins Haus geschneit, das freue ihn so.

Wer denn das sei? Ein reicher Amerikaner? Oder was?

Nur ein fremder Mann von der Landstraße; aber es freue ihn so. Sie sollten das Glas, das er ihnen dahier einschenke, auf das Wohl dieses Mannes

trinken; im übrigen aber nicht allzusehr grölen, denn es scheine ihm, der Mann sei solcher Art, daß er eines sehr langen Schlafes bedürfe ...

*

Als der Sohn gegessen hatte, fragte ihn die Frau, die dabei saß: „Willst du ihn sehen?"

Er nickte. Und sie gingen hinauf. Die Frau hatte die Kerze in der Hand. Als sie eintraten, fiel der Schein auf des Mannes Gesicht, der mit geschlossenen Augen dalag, mit dem Haupt auf dem karierten Kissen. Sein Gesicht und die Stirne ganz weiß, welliges, dunkelblondes Haar und einen dünnen, hellblonden Bart um das Kinn. Schwerer, dicker Schweiß stand auf der Stirn. Auch der Frau war es das erstemal, daß sie dies Gesicht sah. Sie faßte ihren Mann am Arm, denn sie zitterte und sank auf einen Schemel, und ein leiser Ruf des Schreckens flatterte wie ein Vogel durch den Raum.

„Dieses Gesicht — kennst du es?" fragte sie nach einer Pause.

„Nein", sagte der Mann.

„Glaubst du, daß er gesandt ist?"

„Ja, ich glaube es."

„Dann ist's gut."

Dann rührte sich der Fremde, sie traten näher, erwartend, daß er die Augen öffne und zu trinken oder zu essen begehre. Aber dann warf sich sein Körper herauf, die Arme flogen unter den Decken hervor, die Augen starrten groß und dunkel in den Raum, und der Mund begann zu reden. Da erkannten sie, daß er jenseits sei und die Rede des Fiebers beginne ...

„Fremd in der Fremde, fremd daheim, immer in

fremdem Hause; auf fremder Straße. Zwischen Wandern auf fremder Straße und Rasten im fremden Hause der fremde Traum. Wird das Herz, das doch mein eigen ist, auch fremd? Ich frage in fremde Luft... Aber mein einziger Gedanke, der ist mein: der große Gedanke: heimzufinden... Aber wo? Mein großer Gedanke, heimzugehen in den Urgrund meiner untersten Demut... An einen mich zu hängen und die Scham, das Schmerzhafteste, zu überwinden und mich an ihn zu hängen und nicht abzulassen, bis er mich erhöre, als sei er Gott selber und mich halte und mich bette ins Stille... Alter, komm her und gib deine Hand, du hast ein rotes Herz in der Brust... Warum kommst du nicht? Weichst in den Nebel, in den winterlichen Nebel? Hat die Frau kein rotes Herz in der Brust? Oder hat sie meine Demut gesehen? Ich hab' mein rotes Herz nicht mehr, nun geh' ich kalt im Kalten. Oh, das Frieren. Mein Herz liegt in der Stube am warmen Ofen. Laßt mich ein... Oder schaut im Heuhaufen nach, ob es da aus mir fiel; da ich weinte im Dunkeln. Schaut nach, werft es nicht vor die Tiere. Bringt es mir zurück, laßt mich ins Stille, laßt mich schlafen; wischt den Schweiß meiner Demut von mir. Ich habe das Äußerste vermocht, ohne Stolz zu sein, ganz wie ein Scherben. Aber sterben will ich nicht — bis ich gesehen habe das rote Herz eines Menschen, der das Schmerzen einer gemordeten Scham vom andern Menschen nimmt..."

Die Frau hatte aufgeschrien bei den Worten, und ihr Kopf war in die Hände gefallen; so wirr die Rede erschien, sie erfaßte einen Sinn und weinte auf: „Er soll nicht sterben, Mann, sag', ob er sterben wird..."

„Wer kann das sagen?" Er trat an das Bett und legte die Hand auf des Mannes Stirn, sagte tief und

gut: „Aber du bist ja daheim. So lege dich nieder und schlaf."

Der Fremde sah ihn mit heißem Auge an; dann kam ein Lächeln auf seine Lippen, als erkenne er den, den er nie sah und sagte: „Ja!" legte sich nieder in die Kissen und bewegte lautlos die Lippen.

„Mach' ihm zu trinken", sagte der Mann zu seiner Frau. „Ich will hinuntergehen und anspannen, daß ich den Doktor hole..."

Er ging in die Wirtsstube, dem Vater zu sagen, in welchem Zustand der Kranke sei. Es ward Stille bei den Gästen; einige wollten lächeln, daß die Wirtsleute einen so feinen Gast beherbergten, einen Mann von der Landstraße, für den man zur Nachtzeit in die Stadt fahre, um den Doktor zu holen. Aber dann stand der lange Harms auf, der Ungeschlachte, den sie alle fürchteten, und schrie durch den Raum: „Wer's Maul nicht hält, den hau' ich darauf." Und wandte sich zum jungen Wirt: „Wilhelm, du fährst nicht. Ich fahre." Er war nicht mehr ganz nüchtern, als er das sagte, aber es stand ihm gut, der rote Kopf und das etwas wirre Haar. „Den Hengst hol' ich aus dem Stall und den zuen Wagen aus der Scheune. Es wird schnell gehen; in einer halben Stunde hin — in einer halben Stunde zurück."

Als ein paar Mäuler „Hoho" machten, haute er abermals auf den Tisch: „Wer will was?" In der Tür wandte er sich um: „Wer schallt sin?"

„De Doktor Lammers an de Kerk", sagte Wilhelm. „Schmiet den Wagen nich üm, Harms."

Harms lachte. „Ick? Junge, Junge. Halbe Stunn henn, halbe retour. Schick din Fru int Bedde und kik no den Kerl..." Dann war er draußen...

Jetzt kam Leben in den Alten, der wortlos dabei-

gestanden hatte; er forderte kurzerhand die Gäste auf, zu gehen. Es sei spät genug und sie könnten andern Tags in Gottes Namen weitertrinken, wenn es sie gelüste.

Sie wollten murren, denn sie wollten sich einen Spaß daraus machen, den langen Harms überführen zu können, daß er nicht in einer Stunde aus der Stadt mit dem Doktor zurück sei. Als aber der Alte die Zigarrenkiste in den Schrank schloß mitsamt der Doornkaatflasche, als er die leeren Gläser, ohne sie neu zu füllen, vom Tisch nahm und auf den Schenktisch stellte, als er erklärte, er werde, wenn sie nicht gingen, das Licht ausblasen — da gingen sie. Erbost zwar, aber doch ohne Lärm.

Das Licht erlosch. Vater und Sohn gingen nach oben.

Der Fremde hatte eben wieder eine lange Fieberrede beendet, als sie eintraten. Nun stand die Frau neben ihm, mit einem Glas in der Hand. Sie hatte im Laden eine alte Zitrone gefunden, derart, die an der Schale vertrocknet, aber innen saftig sind; sie hatte sie ausgepreßt, Wasser hinzugegossen und gab es nun dem Kranken... Er trank, als müsse er ein Meer austrinken. Dann faßte er die Frauenhand, lächelte abermals und fiel in das Kissen zurück. Und diesmal kam ihm der Schlaf.

In der beginnenden Stille baten die Männer die Frau, sich hinzulegen. Sie wollte nicht und versprach es erst zu tun, als man ihr zusagte, sie würde in der Nacht noch erfahren, was der Arzt feststelle...

*

Der lange Harms hatte es doch nicht in der Zeit geschafft, die er ausgelobt hatte. Es war fast eins, als

er vorfuhr; sie hörten es oben, und Wilhelm rannte nach unten, um zu öffnen. Während der Vater dem Kranken, der wieder unruhig zu werden begann, die Hände auf Brust und Stirn legte...

Als der Doktor oben war, hatte sich der Kranke wieder aufgerichtet und zu reden begonnen. Die Arme arbeiteten in der Luft, und der Arzt erklärte, man müsse ein wenig warten, ehe er mit der Untersuchung begänne. Er gab dem Kranken ein Pulver ein und nach einer Weile wurde er ruhiger, legte sich zurück und sah im Kreise umher. Der Arzt horchte an Lunge und Herz und sagte schon bald den Bescheid: Lungenentzündung. Man hatte es sich schon gedacht. Ob der Kranke durchkommen werde? Wie die Aussicht sei? Das sei mit Sicherheit nicht zu sagen. Er fragte, wie der Mann hier hereinkomme. Als er's erfuhr, meinte er, es sei doch besser gewesen, den Fremden am Nachmittag ins Krankenhaus zu fahren. Da lächelte der Alte ein wenig: das sei auch seine Meinung anfänglich gewesen; aber der liebe Gott scheine das wohl so gewollt zu haben, daß sie den Fremden herein bekämen. Als der Arzt fragend schaute, sagte er, er wolle es ihm ein andermal erzählen. Vorderhand möge der Doktor, wenn er alles aufgeschrieben habe, was zu beachten sei, ein Glas Portwein trinken oder einen heißen Glühwein — was ihm beliebe.

Der lange Harms schmunzelte, eben das habe er sagen wollen. Aber wie das nun sei mit dem Wachen bei dem Kranken, denn man könne den armen Teufel nicht allein in seinem Bett lassen? Er werde hernach um vier oder fünf eine seiner Mägde senden, damit die Wirtsleute sich legen könnten...

*

Der Kampf mit dem Tod dauerte neun Tage. Die Frau schlich durchs Haus und sagte immer einen Gedanken vor sich hin, er möchte einmal sie ansehen in klarem Blick, auf daß sie ihm ihr Herz zeige; sie, die ihn auf die Straße gejagt... Und rechnete aus, daß es wohl am Heiligabend sein müsse, da die Entscheidung falle, ob er lebe oder nicht...

*

Es war eine ernste Geschäftigkeit am Tage vor dem Fest im Haus. Der Alte besorgte die Gäste, die auf ein halb Stündchen in die Wirtsstube traten; der Sohn besorgte den Laden, der gleichermaßen Lebensmittel wie Dinge des täglichen Gebrauches, ja sogar Spielwaren enthielt. Die Frau war unsichtbar, und Gäste und Käufer wußten warum; denn ein Absonderliches spricht sich herum in einsamen Dörfern und fast schon fingen Herzen und Mäuler an, es sehr geheimnisvoll zu finden. Das eine Mal raunte es, es sei der Gast ein verstoßen gewesener Anverwandter der Frau, das andere Mal noch geheimnisvoller und mit Fragezeichen: ob nicht eine alte Liebe da mitspiele... Aber dann erstaunte es sie des großen Ernstes in den Mienen der Wirtsleute; erstaunte sie auf leise Fragen die Antwort: es sei das lediglich ein fremder Mensch, dessen Namen man noch nicht wisse, von dem man nur glaube, daß er grad zu ihnen gesandt sei.

Der Arzt war am Tag zuvor dagewesen und hatte sich zuversichtlich geäußert. Er hatte versprochen, vor der Dämmerung des heiligen Abends noch einmal zu kommen.

Als hinter Mittag Stille im Laden war, setzte sich Wilhelm ein wenig zum Vater in die Stube. Eine Weile saßen sie schweigend beieinander, während zwei

Bauern sich gedämpft über einen Pferdeprozeß des Siemersbauern mit einem Händler in Westerndorf unterhielten.

Dann begann Wilhelm: „De Doktor hopet, en wedder up den Bäine to bringen..."

„Schön, schön", sagte der Alte. „Wenn dat glückt... Un dann?"

Wilhelm lachte; er sprach plötzlich hochdeutsch: „Dann hat man seinen Spaß — an einer Sache, die einen ja nichts anging. Im Grunde ging sie einen nichts an, aber man hat dann seinen Spaß, seine Freude."

„Jä — und dann?"

„Richtig — und dann? Das müßte man überlegen. Aberst man sollte meinen, wenn es ein richtiger Kerl ist, könnte man ihn irgendwo unterbringen oder festsetzen, hier oder da drüben in Seelhorst. Man findet am End' einen Kotten, wo er bleibt und zu schustern anfängt..."

„Schon gut", sagte der Alte. „Dat möt wi bedenken." Stand auf, ging an den Schrank und nahm eine Flasche Sherry heraus. Stellte zwei Gläser dahin, goß ein und sagte: „Dorup drinket wi en'n."

Als sie die Gläser hinsetzten, hörten sie oben die Frau durchs Haus rufen, horchten und gingen beide hinaus.

*

Oben aber war dies geschehen. Der Kranke hatte aus langem Schlummer die Augen aufgetan; wach, hell und fieberfrei. Hatte erstaunt, verwundert um sich geblickt; die Frau lange angesehen, sie erkannt und sich dann aufrecht gesetzt. Die Frau war aufgestanden und hatte mit rotem Kopf gestanden.

„Kinnst du mi?" sagte sie. Und der Mann hatte genickt.

„Denn süh min rot Hart", hatte sie gesagt und ihn in das Kissen zurückgedrückt. „Gott Dank, dat du leveſt..."

Aber der Mann hatte sich aufgerichtet, die Handflächen der Frau vor sich ausgebreitet und sein Gesicht wortlos hineingelegt...

Da war die Frau an die Tür gelaufen und hatte die Männer gerufen. Die kamen nun herauf, begierig, zu sehen, wie es stände.

Da rief ihnen die Frau vom oberen Flur entgegen: „Häi levet... Häi levet..."

Das Wunder

I.

Und Jesus kam in eine Stadt, und als er schon ein paar Straßen gegangen war, kam er durch die Straße, wo der König wohnte. Und der König stand auf dem Balkon hinter den Gittern von grünen Ranken und Blättern. Unten auf der Straße aber stand ein Kind in einer Hausecke und weinte sehr. Und der König oben sah herab auf das Kind und überlegte, wie er ihm helfen sollte und seine Tränen still machen; ob er es heraufrufen sollte in seinen Palast oder einen Boten schicken, der das Kind frage, was ihm fehle; oder ob er ihm gleich Kuchen und Äpfel bringen lassen sollte. So überlegte der König, und das Kind weinte. Da kam Jesus, sah das Kind, erschrak ein wenig und blieb stehen. Dann blickte er um sich und vor sich. Da lag eine Blume im Straßenstaub, die war verwelkt, zertreten und schmutzig. Die nahm er auf, und sie wurde strahlend schön in seiner Hand. Und Jesus ging hin zum Kinde und hielt ihm die Blume vor die weinenden Augen. Da sah das Kind zu ihm auf, lächelte,

als hätte es ihn erkannt, und nahm die Blume mit einem leisen Erröten aus seiner Hand. Und Jesus nickte und ging. Das Kind aber sah ihm lange mit großen Augen nach.

Dies war alles geschehen ohne Worte. Der König aber hatte alles mit angesehen und hatte ganz atemlos gestanden. Als Jesus nun schon eine Weile gegangen war, und das Kind ihm nachsah, lehnte sich der König über das Geländer, vergaß alle seine Würde und schrie: „Heda! Mann! Halt! halt! Warte ein bißchen, ich muß dich sprechen."

Jesus sah sich um, nickte freundlich, winkte mit der Hand und ging.

Und verschwand.

Da lief der König die Treppe hinab. In einigen Sätzen sprang er die Treppe abwärts und lief auf die Straße. Aber Jesus war schon weg. Und das Kind zeigte: „Er ist da um die Ecke gegangen." Da ging der König traurig zurück ins Haus, rief Knechte und sprach: „Sucht mir den Mann!"

2.

Die drei Knechte gingen nach drei Richtungen fort. Und sie fragten nach dem Mann, wohin sie kamen. Aber es wußte ihnen niemand zu sagen, wo er war. Es konnte auch niemand sagen, ob er ihn gesehen hätte. Und als sie ein Jahr lang gesucht hatten, kehrten sie um in den Palast des Königs und sagten: „Wir konnten ihn nicht finden."

(Und waren alle drei doch an ihm vorbeigegangen — und hatten ihn nicht erkannt.) Da schloß sich der König ein und dachte über dies alles nach.

Danach sprach er: „Die Torheit des Menschen

ist groß; wie konnte ich Knechte hinaussenden, ihn zu suchen? Menschen, die vielleicht nicht das Auge haben, ihn zu erkennen? Ich muß selber gehen, denn ich kenne ihn; bin ich doch vielleicht der einzige in dieser großen Stadt, den das Tun dieses Menschen aus seinen Grenzen brachte. Also ich will ihn suchen." So machte er sich fertig und verließ seinen Palast. Er sprach: „Dieser Mensch ist irgendwo in der Welt, also muß er zu finden sein." — — —

Jesus saß auf einem Berg und sah ins Land. Da kam etwas den Weg herauf. Jesus schattete die Hand über die Augen, sah hin und lächelte. Als der König oben war, winkte er ihm mit der Hand entgegen und lächelte. Und der König, in der großen Müdigkeit seiner langen Wanderung und in der Nacktheit seiner Seele, streckte die Hand vor sich, grüßte und lächelte und sprach: „Ich wußte es."

„Wußtest du es?" sprach Jesus.

„Ja. Ich ging fort aus meinem Palast, um dich vieles zu fragen."

Da winkte Jesus wieder mit der Hand und sprach: „Wozu? Es ist wohl kaum noch not. Ist dir nicht alles eingefallen auf dem Wege zu mir? Denn du hast viel im Wandern gedacht."

„Ja," sagte der König, „mir ist vieles eingefallen unterwegs, so daß ich wahrlich kaum noch weiß, was ich fragen wollte."

„Nun gut, so ist wohl alles klar in dir und zwischen uns", sprach Jesus. „Ich bin Jesus der Wanderer, und du bist der König und bist gekommen, um mich zu sehen. Dafür danke ich dir."

Aber der König sah ihn an und schwieg. Und dann: „Dein Herz, dein Herz! Ich habe den heimlichen Spott meiner Diener auf mich genommen, als ich

allein, in Sandalen fortging, daß ich dich fände. Dein Herz, dein Herz möcht' ich ergründen, du hast ein ungewöhnliches Herz, du hast das Herz eines Königs." —

Da sprach Jesus: „Ich habe ein Herz, das Gott weiß." —

— — — —

„So bitte ich dich, mit mir zu gehen", sprach der König.

Jesus aber schüttelte den Kopf: „Ich bin der Wanderer."

„So laß mich mit dir gehen", sprach der König. „Was liegt an meinem Königtum!"

„Wozu?" sprach Jesus. „Auch liegt an deinem Königtum, wenn nicht dir, so andern."

Dann war's still. Und danach sprach Jesus: „Ich will dir sagen: Du bist der König. Und ich der Wanderer. Wir müssen scheiden. Ich aber will deiner gedenken. Und du wirst meiner gedenken. Die Liebe kann zwischen uns bleiben."

„Spricht so dein Herz?" fragte der König.

Jesus nickte. „So spricht mein Herz. Die Liebe kann zwischen uns bleiben. Ich bin durch dein Leben gegangen. Mehr kann ich nicht tun."

Da schieden sie voneinander. Und ihre Blicke waren sehr tief. Und in der Abendsonne stand Jesus auf dem Berge, groß wie ein Riese — als der König hinabstieg. Und er winkte ihm nach, als der König hinabstieg — — langsam, langsam — und sich umsah. Zuletzt war er verschwunden; und da wandte sich Jesus und ging auf der andern Seite des Berges hinab und weiter ins Land.

Jesus am Brunnen

Jesus kam an einen Brunnen und setzte sich. Er war allein. Und als er getrunken hatte, sah er ins Land. Da sah er fern ein Staubwölkchen im weißen Weg, und dann sah er einen Mann auf sich zugehen. Grad aus der Richtung her, in die er gehen wollte. Und der Mann kam nahe und war sehr bestaubt und vom Schweiß naß im Gesicht, und sein Bart war grau vor Alter. Da grüßten die beiden einander, und er setzte sich auf den Brunnenrand. Jesus aber gab ihm zu trinken, und er dankte. Und nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sah er zur Seite und nickte und sprach: „Seltsam, im einsamen Lande sich so zu treffen am Brunnen. Als ob man gut bekannt wäre und im Abenddämmer ein wenig aus seiner Haustür träte an den Markt, um mit dem Nachbar zu plaudern."

„Ja," sprach Jesus, „jedoch es wäre ebenso sonderbar, wenn man im einsamen Land niemand fände. Ich meine, alles ist sonderbar; es sei so oder so. Wärst du eine Stunde früher gekommen, so hätten wir uns nicht getroffen, und wäre ich eine Stunde später gekommen, auch nicht."

„Du meinst, dies sei Zufall?“ fragte der Mann.

„Nein, eben das meine ich nicht,“ sprach Jesus, „sondern daß es so geführt sei von Gott. Man kann es aber nennen, wie man will, das sind Worte, die um das Geschehen im Kreis herum stehen. Denn siehe, wir wissen — nichts! Und wer Zufall sagt, der sagt im Grunde nichts anderes, als wer Gott sagt. Denn das Zufällige ist das unbekannte Gesetz. Es ist die Fülle der Möglichkeiten, die nicht unwahr wird, weil es wirklich Fülle, unausdenkbare Fülle ist. Es trägt nicht nur jeder sein Gesetz und Schicksal mit sich, er empfängt es auch jeden Augenblick von allen Seiten aus der Luft, aus den Dingen, aus den Menschen, aus dem Regen. Dies meine ich mit Zufall: die unzählbare Fülle der Möglichkeiten. Ich kann den Weg, den ich kam, zurückgehen. Ich kann tausend andere Wege gehen. Wie kann ich wissen, welchen Weg ich in einer Stunde gehen werde? Aber ich werde das tun, was mein Schicksal ist. Und das ist das, was aus der großen Fülle Gottes mir vorbehalten ist. Gott aber in seiner Fülle — schweigt.“

Der Mann schwieg eine Zeitlang, dann sprach er: „Ich weiß nicht; ich sollte dir vielleicht gar nicht zuhören. Denn deine Worte ... lösen.“ — „Du hast recht“, sprach Jesus. „Ich habe vielleicht nie etwas anderes geredet, als was löst vom Gewesenen.“

„Und warum das?“

„Weil ich denke, daß es gut sei, auf daß der Mensch weiter komme.“

„Wozu das? Wohin soll der Mensch kommen?“

„Wohin, wenn nicht zu Gott.“ —

„Und dazu willst du ihn lösen, daß er treibe wie auf dem Wasser? Fromme Menschen haben Gott immer geehrt.“

Jesus sprach: „Du sagst es: als wenn wir führen auf dem Wasser." —

„Nein," sprach der Mann; „denn wir sind in der Hand Gottes, so lehrt das Gesetz."

„Es widerspricht aber meinen Worten nicht", sprach Jesus. „Gottes Hand ist so groß, daß Meere in ihr sind wie Tropfen Wassers..."

„Ich denke aber, es sei besser, zu wurzeln als ins Unbestimmte zu reisen", sprach der Mann.

Jesus sprach: „Der Mensch ist mehr als die Pflanze, wenn auch vor Gott alles gleich ist. Der Mensch wurzelt anders. Den Menschen lösen heißt ja nicht, ihn aus seinen Wurzeln reißen. Heißt nur, ihn lösen von dem, was seinen Wurzeln nicht zuträglich ist. Wohl, auch ich will, daß er wurzele — aber in Gott. — Darum löse ich von allem, was nicht Gottes ist. — Hör' diese Geschichte, sie reicht gerade hin, bis wir ausgeruht sind und danach unsern Weg fortsetzen.

Es wohnte ein Mann im Lande Jad, der war reich. Er war der Herr über Rinder- und Schafherden. Er hatte viele Hirten und Hütten. Aber er war allein. Er hatte nicht Weib und Kind. Er stand viel auf der Ebene, wenn seine Herden weideten im grünen Gras und sah ins Land. Oder er saß im Dunkeln unter dem Granatbaum und sann darüber nach, was dies Leben sei und was es bedeute. Er fand es aber nicht. —

Und an einem Morgen stand er auf, ließ den obersten Hirten kommen und sprach zu ihm: ‚Ich gehe nun und weiß nicht, wann ich wiederkomme; bewahre mir alles wohl; habe acht auf alles. Wenn ich wiederkomme, will ich alles von dir fordern; aber ich will es dir auch lohnen.' Da schwur ihm der Knecht, ihm treu zu dienen. Und der Herr ging. —

Er ging in die Wüste. Und am andern Ende in ein Land. Und fragte sich da durch bis an die Stadt Ra. Ehe er aber zur Stadt einging, saß er draußen auf dem Gras unter einem Baum. Und es war die erste größere Rast, die er machte; außer, wenn er nachts geschlafen hatte. Und als er so saß, erschrak er, denn er begriff nicht, wie er dies hatte tun können: fortgehen von Hause, so ins Ungewisse. Und dachte nach, warum er denn gegangen sei. Und da fand er, daß er aus Sehnsucht gegangen sei, um seinen Bruder und seinen alten Vater zu sehen, die beide in dieser Stadt wohnten. Da sprach er zu sich selber: ‚Gut, so werde ich sie bald sehen. Vorher aber will ich noch ein wenig schlafen.'

Er erwachte in der Dämmerung und erschrak. Denn, dachte er, ich bin fortgegangen wie ein Bettler, ohne Geschenke, ohne feine Gewänder, ohne Gold und Silber. Und wenn ich nun komme, werden sie meinen, ich sei ein Bettler. Ich will noch nicht hineingehen, ich will noch bedenken, was zu tun ist. Er fand aber im Nachdenken nicht, was zu tun sei, und so ging er weiter ins Land und kam an einen Fluß. Da setzte er sich ins Gras am Ufer. Es war schon Mitternacht; aber er konnte nicht schlafen. Und dann kam langsam das erste Morgengrauen und dann das Morgenrot. Und da sah er zur Seite und sah einen Mann neben sich liegen. Der sprach: ‚Drückt dich soviel?' Er sprach: ‚Ich weiß nicht. Manchmal meine ich, die Welt ist sonderbar.'

Der Fremde sprach: ‚Ja, so sonderbar, daß ich oft lachen muß. Aber es ist ja alles gleich; in der ersten Morgensonne fährt das Schiff den Fluß hinunter bis ans Meer, laß uns beide mitfahren. So geschieht etwas mit unserm Leben, und wir haben Zeit, einiges zu vergessen.'

Der Mann nickte und dachte: Ich kann das tun. Zu den Meinen komme ich schon noch einmal. Vielleicht auch überlege ich es mir noch einmal vor der Abfahrt, ob ich mitfahren soll oder ob ich nicht doch in die Stadt gehen soll zu den Meinen; ob sie mich gleich für einen Bettler halten werden.

Aber er fuhr doch mit dem Schiff.

Und sie kamen nach sieben Tagen ans Meer. Und als sie da waren, sprach der Fremde zu ihm: ‚Nun kannst du mir helfen: wir kaufen Muscheln und Perlen, die bringen wir jenseits des Meers zu Leuten und verkaufen sie.‘ Und wieder nach sieben Tagen fuhren sie mit ihren Waren über das Meer.

Und als sie alles verkauft hatten, wollte der Fremde zurückkehren, den Weg, den sie gekommen waren. Der Mann aber sagte: ‚Nein, ich bin es leid geworden, meinen Bruder zu besuchen; ich will nur über das Meer zurück und gleich heim.‘

Als er nun aber nur noch sieben Tagereisen von Hause fort war, kam er abermals an die Wüste, die mußte er durchwandern. Und da traf er einen Mann, mit dem reiste er. Und sie schlossen Freundschaft zusammen, und sie kamen durch die Wüste bis an die Grenze des Landes Jad. Und da erzählte der Mann seine Geschichte und seine lange Reise und wie er sich geschämt habe, vor seinen Vater und seinen Bruder zu treten, aus Furcht, daß man ihn für einen Bettler halte. — Da lächelte sein Begleiter und sprach: ‚Nun erkenne ich dich. Ich bin dein Bruder. Ich bin auf der Reise zu dir!!‘

Und hier schließt der Ring,“ sprach Jesus, „und die Geschichte ist zu Ende.“ Der Mann neben ihm saß schweigend. Dann wandte er sich ganz zu ihm, sah Jesus tief an und sprach: „Wer bist du?“

„Ein Wanderer, der manchen und manches auf seinem Wege trifft", sprach Jesus.

„Du weißt das Leben wohl tief anzusehen und seine Geheimnisse zu sagen", sprach der Mann. —

— — — —

Und als sie schieden, sahen sie sich tief in die Augen, und der Mann sprach: „Ich möchte dir wohl noch einmal begegnen. Vielleicht noch einmal an diesem Brunnen."

Da lächelte Jesus und sprach: „Das meinst du. Das wäre aber eine große Gnade Gottes, wenn es geschähe. Es ist aber eine Frage, ob in der großen Fülle Gottes, von der wir ausgingen in unserm Gespräch, dies beschlossen liegt. Das Wunder des bleibenden Begegnens ist etwas Seltenes und der Wunder größtes. — Aber wir mögen immer hoffen, daß es uns geschehe."

— — — —

Da schieden sie und wandten sich und ging jeder seinen Weg. —

Nachwort

Karl Röttger wurde am 23. Dezember 1877 irgendwo tief in Westfalen geboren. Ein einfacher Schuhmachermeister war sein Vater. Im engen Kreis seiner Kindheit erlebte er die ersten Wunder des staunenden Schauens und fast schon eines leisen, unbewußten Begreifens dessen, was in der Welt geschah. Es geschah aber für ihn immer schon das Innere, ausgelöst durch das Äußere, selbst bewegend oder gleichlaufend mit ihm. Immer, auch später, hat Röttger, wie wenige, dies innere Geschehen gesehen und gestaltet, die heimlichsten Schwingungen der Seele beschrieben, wo die Körper handelten und die Hirne ihren Willen ausdachten. In der Selbstverständlichkeit dieser Hintergrundsschau hat er etwas von den Spökenkiekern seiner Heimat. Nur selten freilich macht er die Seelen selbständig und gibt ihnen eigene Gestalt, wie es der Märchendichter tut. In dieser Hinsicht bleibt er unerbittlicher Realist, der ins Leben taucht und die Wahrheit in unendlich feinen Gestalten heraushebt. Diese Verbindung von Spökenkiekertum und tiefer Realistik macht Karl Röttger zu einem Legendendichter von wesentlicher Bedeutung.

Doch zunächst noch einige Bemerkungen über sein Werden, das ganz seiner Art als Dichter entspricht. Es fehlen in seinem Leben die ungewöhnlichen äußeren Geschehnisse und Daten, es fehlt das Anekdotische, es fehlen leider auch die größeren Erfolge und aufrüttelnden Hinweise auf sein reiches und wertvolles Werk. Dafür hat er übrigens ein wunderschönes Wort: „Warten ist die Frömmigkeit der Seele." — Sein Leben hat sich wesentlich im Innern abgespielt. Da ist es freilich um so reicher an großen Ge-

schehnissen, Erschütterungen, Schicksalsschlägen, Bewegungen. Der Dichter hat es selbst dargestellt, nicht als chronikartige Autobiographie, sondern, wie es sich notwendig in ihm gestalten mußte: legendär. Da lese man „Die fernen Inseln", glockenklare und wie in einem Zauberse verwunschen klingende Stimmen der Kindheit, lese man die erschütternde „Legende von meinen Eltern", die Gedichte der Reifezeit und vieles andere.

Im äußeren Leben ist er den oft von bösen Meinungen und eiferndem Unverständnis gekreuzten Weg des Volksschullehrers gegangen, hat sich um ihn bemüht wie wenige, hat in Dichtung und theoretischen Büchern („Die Religion des Kindes", „Das Kindertheater" u. a.), ja sogar in einer großen öffentlichen Veranstaltung und Ausstellung „Das schöpferische Kind", neue pädagogische Wege seiner Art, die ja vor allem ins Seelische eindringt, aufgezeigt, hat auch — davon bringt das vorliegende Bändchen eine feine Probe — von dem „frühen Leid" erzählt, das meist so unsichtbar bleibt hinter den späteren elementaren Ereignissen des Lebens.

Zum Dichter wurde Karl Röttger, das betont er immer wieder offen und dankbar, recht eigentlich erst durch den „Charon" und dessen Herausgeber Otto zur Linde — daß in ihm einer der besten deutschen Dichter und Denker unter uns lebt, hat die schnellebige, undankbare Gegenwart nun fast ganz vergessen —, mit dem er um 1910 in Lichterfelde zusammen schaffte. In dieser Zeit erschienen Röttgers erste Lyrik-Bücher: „Wenn deine Seele einfach wird" —, welche Verheißung lag nicht schon in diesem herrlichen Titel —, „Tage der Fülle" und „Lieder von Gott und dem Tod", Lyrik, die nach einer langen Zeit naturalistischer und artistischer Dürre, wieder einmal ins Volle tastete, griff, daraus (im guten Sinne) singselig verschleuderte, trunken darin schwankte: in Blüten, Sinnen, Liedern, Farben, Rausch — und die doch sich bescheidete zu einer Einfachheit, die wie Kinderjubeln und Kindergebet war.

Bald erschienen auch die „Christuslegenden", die Röttgers Namen weiterhin fest begründeten. Es folgten „Der Eine und die Welt" und „Das Gastmahl der Heiligen". „Ein neu Evangelium" nannten manche diesen Dreiband. Es war eine Gewalt der Demut, eine Überzeugungstiefe

der Liebe, eine hinreißende Kraft des Helfenwollens darin, die ihren Quell im echten Evangelium, in der Gestalt Christi selbst hatten. Dazu kam ein Ton tiefer Religiosität, inbrünstigen Glaubens an das „wachsende Paradies" und eine ganz hohe, abgeklärte, dichterische Kunst, die die morgenländische Atmosphäre wie in einer Fata Morgana bannte und Christus unerhört gegenwärtig und lebendig auferstehen ließ.

Fruchtbare Schaffensperioden folgten diesen Büchern. Röttger schrieb Novellen von derselben Leuchtkraft und Innigkeit der Legenden („Die Allee", „Stimmen im Raum", „Der Schmerz des Seins", „Zwischen den Zeiten"). Auch hier wieder die unendlich feine Schilderung der Geschehnisse der Seele, vor allem bei den Stiefkindern des Lebens, den Einsamen, Blinden, Müden und Kranken, den Kindern auch, bei all denen, die schwer am Leben tragen. Wundervoll, wenn er darstellt, wie so eine unerträglich schwere Last durch die Hilfe gütiger Menschen ins Wesenslose hinabgleitet („Der Gast"). Der Roman „Das Herz in der Kelter" gestaltet im großen ein ähnliches Thema, aber mit stärkerer Umfassung der tragischen, harten Unerbittlichkeit des Lebens.

Neben einigen Essaybüchern hat Röttger eine ganze Reihe von Dramen geschrieben, die das Problem der Tragik auf eine hohe Ebene stellen, dorthin, wo es einmal heißt: „Wo ein Weiser zugegen ist, da geschieht kein Unglück"; das Motiv der Legende, ins Drama übertragen. Seine Dramen sind oft reich an Spannung, trächtig von Handlung (auch da freilich ist in erster Linie die Handlung der Seele gemeint), aber noch reicher an Sprach- und Gemütskraft. Das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb sie nicht gerade oft aufgeführt werden. Die bedeutendsten sind wohl: „Gespaltene Seelen", „Simson", „Das Antlitz des Todes", „Richmuthe von Aducht", „Das große Mysterium".

Christian Jenssen.

Für das Bändchen wurden entnommen: „Auf Sommerwegen" dem Werk „Zwischen den Zeiten", „Das Wunder" und „Jesus am Brunnen" den „Christuslegenden" (Verlag Georg Müller, München).

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt

Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Hausbücher

Der Marsch nach Hause
Der Deutschen Humoristen 1. Folge / Hausbuch 3 / Ab 14. Jahr

Die Teufelsmauer
Der Deutschen Humoristen 2. Folge / Hausbuch 5 / Ab 16. Jahr

Der mutige Revierförster
Der Deutschen Humoristen 3. Folge / Hausbuch 49 / Ab 16. Jahr

Alfred Bock, Schicksal und Schelme
Erzählungen / Hausbuch 64

Land- und Luftvolk
Der Tiergeschichten 1. Folge / Hausbuch 66 / Ab 11. Jahr

Ernst Zahn, Der Liberi
Die Geschichte einer Ehe / Hausbuch 68

Richard Huldschiner, Fegefeuer
Roman / Hausbuch 69 / Ab 14. Jahr

Der Untergang der Carnatic
Der Spukgeschichten 1. Folge / Hausbuch 70

Moltkes Briefe aus der Türkei
Der Lebensbilder 1. Folge / Hausbuch 71 / Ab 14. Jahr

Fritz Müller-Partenkirchen, Fernsicht
Berggeschichten / Hausbuch 72 / Ab 18. Jahr

Blütenweißes, holzfreies Papier. Jeder Band in Ganzleinen gebunden nach Entwurf von Professor Emil Preetorius, München, oder im abwaschbaren Bücherei-Einband 2.80 RM.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Kleinod-Romane

1./2. Gottfried Keller / Der grüne Heinrich
400/531 Seiten / Ab 14. Jahr

3. Hermann Kurz / Schillers Heimatjahre
760 Seiten / Ab 16. Jahr

4. Willibald Alexis / Die Hosen des Herrn von Bredow
396 Seiten / Ab 13. Jahr

5. Joseph Viktor von Scheffel / Ekkehard
508 Seiten / Ab 13. Jahr

6. Wilhelm Hauff / Lichtenstein
449 Seiten / Ab 11. Jahr

7. Jeremias Gotthelf / Uli der Knecht
430 Seiten

8. Jeremias Gotthelf / Uli der Pächter
496 Seiten

9. Gottfried Keller / Martin Salander
360 Seiten / Ab 14. Jahr

10. Willibald Meinhold / Die Bernsteinhexe
248 Seiten / Ab 13. Jahr

11. A. E. Brachvogel / Friedemann Bach
608 Seiten / Ab 16. Jahr

*

Die Kleinod-Romane bestechen schon durch ihr gefälliges Äußere und laden zum Lesen und Mitnehmen ein.

*

Jeder Band auf Dünndruckpapier, biegsam in Ganzleinen gebunden 2.80 RM.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Die Reihe wird fortgesetzt

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.60 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.53 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.51 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.48 „	1.20 „

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844879